Philosophie und Leben

5. JAHRGANG + 9. HEFT + SEPTEMBER 1929

„Im Dienste der Volkseinheit erstrebt unsere Zeitschrift eine sachliche Aussprache der verschiedenen weltanschaulichen Richtungen."

Die Aufgabe unserer Zeit

Von Egon Cohn

Die eingewurzelte Heuchelei vor dem Leben zu besiegen, ist vielleicht die hohe Bestimmung unserer Zeit.

Es war kurz nach Krieg und Revolution, man erinnert sich gewiß noch, als Heinrich Rickert, der Heidelberger Philosoph, der letzte große Systematiker auf Deutschlands hohen Schulen, seine Streitschrift wider die Philosophie des Lebens hinausgehen ließ. Für das strenge Denken, für eine exakte Philosophie sollte diese Schrift den Weg von neuem frei machen, sie richtete sich gegen den übermächtigen Einfluß, zumal bei der Jugend, eines Nietzsche und Bergson, Dilthey und Simmel. In den Gründen hatte Rickert gewiß Recht, nicht in der Sache. Denn diese Philosophie des Lebens war nicht Zufall, sie entsprang vielmehr innerster Notwendigkeit. Rickert stand am Ende einer langen Entwicklungsreihe, nicht am Anfang, er verteidigte eine Situation, die brüchig und unhaltbar geworden war. Er übersah die Krisis der Kultur, die uns seit langem offenbar geworden; er glaubte an Werte der Kultur, die längst fragwürdig geworden. Dem Denken räumte er vor dem Leben einen Platz ein. Wir nun bemühen uns um einen neuen Ausgleich zwischen Kultur und Lebensgefühl; wir wissen, daß die europäische Geistesgeschichte die Geschichte einer fortschreitenden Differenzierung zwischen Kultur und Leben war, die schließlich mit einer völligen Trennung und Entgegensetzung geendet hat.

Auch die Philosophie steht am Scheidewege, die reine Vernunft kann das Leben nicht ersetzen. „Wir sehen heute klar, daß Sokrates und die auf ihn folgenden Jahrhunderte in einem Irrtum, wenn auch einem fruchtbaren, befangen waren. — Sokrates erblickte die Linie, an der die Macht der Vernunft beginnt; uns im Gegenteil ist die Linie sichtbar geworden, wo sie endet. Hinter der Rationalität haben wir die Spontaneität wieder entdeckt. Die Vernunft ist nur eine Form und Funktion des Lebens; sie ist auf ihren Platz und ihr Amt zu beschränken. In einigen Jahren würde es absurd erscheinen, daß man einmal vom Leben verlangte, es solle der Kultur dienen. Die Bestimmung des neuen Zeit=

alters ist es, das Verhältnis umzukehren und zu zeigen, daß die Kultur, die Vernunft, die Kunst, die Ethik ihrerseits dem Leben dienen sollen. — Die reine Vernunft muß abdanken zugunsten der vitalen."

Es ist ein Spanier, José Ortega y Gasset, der also die Aufgabe unserer Zeit formuliert, Professor der Metaphysik an der Madrider Universität, dessen Bekanntschaft uns der Verlag der Neuen Schweizer Rundschau, Zürich, vermittelt. (Dort sind mit einer Einleitung von E. R. Curtius seine gesammelten Essays unter dem Titel „Die Aufgabe unserer Zeit" in einer ausgezeichneten deutschen Übersetzung von Helene Weyl erschienen.) Ein freier Geist, ein universeller Kopf, für den die Vielfalt des Lebens Ausgangspunkt seines Denkens geworden. Er bekennt selbst: „Der Gedanke von der Vielgestalt des Universums als reiner Tatsache, als Erscheinung, ist die große Neuheit in der europäischen Kultur. Ihm ist es zu danken, daß die gegenwärtige Wissenschaft im Gegensatz zu fast allen übrigen historischen Potenzen — Wirtschaft, Politik, Kunst — unendliche Perspektiven eröffnet und eine beispiellose Erweiterung ihres Horizontes feiert."

Alle bisherige Philosophie ist utopisch gewesen, jedes System vermaß sich, für alle Zeiten und alle Menschen zu gelten. Nicht als ob Ortega einem billigen Relativismus huldigte, den bekämpft er genau so wie den Rationalismus — was er fordert, ist, wenn man es mit einem von ihm geprägten Schlagwort bezeichnen will, ein Perspektivismus. „Die Perspektive ist eine der Komponenten der Wirklichkeit. Sie ist nicht ihre Verzerrung; sie ist ihr Ordnungsschema." Ortega wird nicht müde, immer von neuem darauf hinzuweisen, daß jede Wahrheit gebunden ist an eine Stelle im Raum oder in der Zeit. Diese Erkenntnis ist gewiß nicht neu; neu aber ist die Klarheit, mit der sie hier, auch sprachlich von starker Eindringlichkeit, vertreten wird, die scharfe Kennzeichnung und die positive Wertung des modernen Lebensgefühls. Wir sollen wieder Nachbar werden der nächsten Dinge, wie Nietzsche einst mahnte, wir sollen die Augen auftun für die Umwelt: das Leben soll geistig, aber der Geist soll lebendig sein.

Ortega ist kein Systematiker, er ist Aphoristiker, jeder Abstraktion abhold. Sein Blick ist soziologisch geschult, von Weite und Tiefe, keiner geistigen Bewegung der Zeit verschlossen. Ein Kulturphilosoph großen Stils, der um eine Sinngebung sich müht, der ebenso nach der Funktion der Kunst in unserer Zeit fragt, wie er die Aufgabe der Historie in einer kritischen Auseinandersetzung mit Spengler-Frobenius untersucht. Dilthey ähnlich sagt auch Ortega: „Die Geschichte will nicht erklären, sie will verstehen."

In Einzelheiten mag man ihm oft widersprechen — doch was tut das? Nur am Widerspruch entzündet sich die Wahrheit. Ortegas Weltoffen-

heit und sein Bekennermut, sie erinnern an Herder und Nietzsche. Und wie diese beiden, so gibt er uns ein Stück „Fröhlicher Wissenschaft.“

Bemerkung des Herausgebers

Das absprechende Urteil Dr. Cohns über Rickerts Schrift „Die Philosophie des Lebens“ kann ich durchaus nicht teilen. Ich möchte vielmehr wünschen, daß alle sog. „Lebensphilosophen“, mögen sie nun im Inland oder Ausland auftreten, erst einmal gründlich Rickerts Broschüre studierten. Nicht das ist deren Grundtendenz, dem Denken einen Platz vor dem Leben einzuräumen, sondern darzulegen, daß Leben als bloß vitaler Prozeß erst Sinn bekommt dadurch, daß es der Verwirklichung von Werten (wie Sittlichkeit, Erkenntnis, Kunst, und damit der Kultur dient.

Wenn Ortega behauptet, daß diese Werte, die in ihrer Gesamtheit ja die Kultur ausmachen, ihrerseits „dem Leben zu dienen“ hätten, so müßte bestimmter gesagt werden, was das heißen soll.

Vielleicht soll es nur heißen, daß ein von solchen Kulturwerten erfülltes Leben eben ein wertvolleres Leben sei als ein sie entbehrendes, und daß in diesem Sinne die Kulturwerte dem Leben dienen, insofern sie ihm sinnvolleren Inhalt geben. Dann wäre das eine „Lebensphilosophie“, wie sie — Rickert selbst vertritt. A. M.

Die „Gottesbotschaft“ Jakob Lorbers

Von August Messer

Zu den religiösen Vereinigungen der Gegenwart gehören auch die Gemeinden, die sich an verschiedenen Orten Deutschlands zusammengeschlossen haben um die religiöse Botschaft Jakob Lorbers.

Geboren 1800 in dem Dorfe Kanischa bei Marburg in Steiermark, war Lorber (von Haus aus Katholik) zunächst in dieser Stadt zum Lehrer ausgebildet worden, wobei er auch eifrig Violin-, Klavier- und Orgelspiel trieb. Er hatte dann noch in Graz studiert und 1829 ein Lehramtszeugnis für Hauptschulen erworben. Als aber 1830 seine Bewerbung um eine Lehrerstelle scheiterte, wurde er Gesangs- und Musiklehrer in Graz. In seinen Mußestunden studierte er nun neben der Bibel manche okkultistische und mystische Werke, so von Böhme, Swedenborg, Jung-Stilling, Justinus Kerner, Johann Tennhardt und J. Kerning. Im Jahre 1840 wurde ihm unter günstigen Bedingungen eine Kapellmeisterstellung in Triest angeboten. Er war entschlossen sie anzunehmen.

Da, am 15. März 1840 um 6 Uhr morgens, er hatte (wie er seinen Freunden nachher erzählte) gerade sein Morgengebet verrichtet und war im Begriff, sein Bett zu verlassen, da hörte er links in seiner Brust an

der Stelle des Herzens deutlich eine Stimme, die ihm zurief: „Steh auf, nimm deinen Griffel und schreibe!"

Er gehorchte und schrieb das, was er innerlich hörte, Wort für Wort nieder. So entstand das Werk „Geschichte der Urschöpfung der Geister- und Sinneswelt sowie der Urpatriarchen" oder „Haushaltung Gottes". Er beginnt mit den Worten: „So sprach der Herr zu mir und in mir für jedermann, und das ist wahr und getreu und gewiß."

Von nun an diente er, die angebotene Stellung ablehnend, diesem „lebendigen Wort", wie er die Stimme nannte, bis zu seinem Tode 1864. Gewöhnlich begann er gleich in der Frühe zu schreiben oder zu diktieren. Dabei benutzte er keinerlei Hilfsmittel, blieb unaufhörlich im Fluß, verbesserte nie etwas, gleich als wenn ihm selbst diktiert würde. Und wenn er auch kürzere oder längere Zeit unterbrochen wurde, so vermochte er, ohne das Geschriebene nachzulesen, dem Sinne entsprechend fortzufahren. Und wenn er fertig war, brach er manchmal, die Liebe Gottes laut preisend, vor tiefer Rührung in Tränen aus.

Seinen dürftigen Unterhalt gewann er durch Musikunterricht und Klavierstimmen; nur 1845/46 war er einige Zeit bei zweien seiner Brüder in Oberkärnten geschäftlich tätig und 1857 machte er als Violinspieler eine Konzertreise durch mehrere österreichische Länder.

Seine Gestalt verriet den derben Bauernsohn. Auch noch im Alter soll er ein guter Gesellschafter gewesen sein, der es liebte, mit Befreundeten bei einem Glase Wein die Abende zu verbringen. „Drehte sich dabei das Gespräch um weltliche Dinge, so erzählte er oft die drolligsten Erlebnisse, so daß sich die Zuhörer aufs beste unterhielten. Nahm das Gespräch aber unter Gleichgesinnten eine bedeutsame Wendung, so waren bald der tiefste Ernst und eine wahrhaft überirdische Ruhe über ihn gebreitet, und die tiefsinnigsten und erhabensten Gedanken und Lehren entströmten seinen beredten Lippen, so daß die aufmerksamen Hörer nicht selten ein heiliger Schauer überkam." Er soll auch als Hellseher sich betätigt und Materialisationen (Verstorbener) erlebt haben.

Wir haben es also mit einer Person von starken medialen Fähigkeiten zu tun. Seine Produktivität als medialer Schriftsteller war eine ganz außerordentliche. Die Niederschriften, die zwischen 1840 und 1864 entstanden, ergaben gedruckt 25 stattliche Bände.

Die „Haushaltung Gottes" füllt drei Bände; das Hauptwerk „Johannes, das große Evangelium" gar zehn Bände. Genannt seien noch: „Die geistige Sonne" (zwei Bände), Belehrungen über Zustände im Jenseits enthaltend; „Die Jugend Jesu" (ein Band), die „Dreitagesszene", eine kürzere Schrift, die Unterhaltungen des zwölfjährigen Jesus mit den Schriftgelehrten im Tempel wiedergebend; „Bischof Martin" (ein Band), Erlebnisse und Fortentwicklung der Seele eines (sonst un-

bekannten) Bischofs Martin im Jenseits schildernd; „Robert Blum" (zwei Bände), Erlebnisse des 1848 erschossenen Revolutionärs im Jenseits enthaltend, — — usw.[1]).

Wir haben nun auch sonst sehr reichhaltige mediale Bekundungen — man vergleiche z. B. das interessante Buch des Genfer Psychologen Flournoy, „Die Seherin von Genf" (Leipzig, Meiner) — und auch Dichter und Schriftsteller, von denen uns mediale Fähigkeiten nicht bekannt sind, berichten nicht selten, daß sie gleichsam nur mechanisch niederschrieben, was sie innerlich ohne ihr Zutun hörten oder schauten. So schildert z. B. Nietzsche die Art, wie er den Zarathustra schuf also: „— Hat jemand, Ende des neunzehnten Jahrhunderts, einen deutlichen Begriff davon, was Dichter starker Zeitalter Inspiration nannten? Im anderen Falle will ich's beschreiben. — Mit dem geringsten Rest von Aberglauben in sich würde man in der Tat die Vorstellung, bloß Inkarnation, bloß Mundstück, bloß Medium übermächtiger Gewalten zu sein, kaum abzuweisen wissen. Der Begriff Offenbarung in dem Sinne, daß plötzlich mit unsäglicher Sicherheit und Feinheit, Etwas sichtbar, hörbar wird, Etwas, das einen im Tiefsten erschüttert und umwirft, beschreibt einfach den Tatbestand. Man hört, man sieht nicht; man nimmt, man fragt nicht, wer da gibt" usw.[2]).

Kürzlich schilderte Carl Hauptmann, seine Art zu schreiben, einem Besucher also[3]): „Am Morgen arbeite ich. Sie wissen ja, daß ich nie plane. Nichts ist in meinem Werk Deutung. Alles Sein und Schau. Bei allem, was ich schrieb, habe ich vom ersten bis zum letzten Ton niemals gewußt, was werden sollte, noch wurde. Es kam mir alles nachher. Und wie im Rausch. Und wie in freudiger Bestürzung.

Sehen Sie, so schuf ich meine letzten Werke: den „Gaukler", den „Buntschuh", „Musik". Ich plante keine Trilogie, sie war plötzlich da. Eines Tages erschien mir das Bild einer Szene. Neue Bilder schlossen an: es wurde ein erster Akt. Und Glied für Glied wuchs das Gebilde nur nach eigenen, geheimen Gesetzen. Ich brauchte nichts dazuzutun. Ich mußte nur die Blüte hüten, die ihren Kelch entfalten wollte ... Das Werk wurde immer größer und breiter. Und ohne daß vorher etwas vorhanden gewesen war oder daß ich je früher daran gedacht hätte."

Es ist nun gewiß von hohem psychologischem Interesse, das Wirken literarischer Schöpfungen aus dem Unbewußten heraus, ihr gleichsam

[1]) Preisverzeichnisse sind kostenlos zu erhalten von dem Jakob Lorber Verlag, Bietigheim, Württemberg.

[2]) Die weitere Schilderung mag man nachlesen bei E. Förster-Nietzsche, Der einsame Nietzsche. Leipzig, Kröner, 1914. S. 214 f.

[3]) Vgl. das Feuilleton von Walter Mechauer „Ich plane niemals" (Über die Arbeitsmethode von Carl Hauptmann) in der Frankfurter Zeitung vom 20. 7. 1928.

organisches Wachsen ohne bewußte Absicht und planvolle Leitung des Schöpfers im einzelnen zu verfolgen.

Aber als in sich einleuchtend darf doch wohl der Satz aufgestellt werden: die Art der Entstehung eines Werkes entscheidet nicht über seinen Wert.

Was nun insbesondere die Meinung angeht, irgendwelche Mitteilungen bzw. Niederschriften enthielten göttliche Offenbarung, so kann das wenig oder viel besagen. Es hängt das nämlich von unserer Auffassung des Verhältnisses des Göttlichen zum Weltgeschehen ab. Teilen wir die pantheistische Ansicht, daß *alles* Geschehen Auswirken eines göttlichen Prinzips sei, so besagt der Anspruch auf Offenbarungscharakter sehr wenig. Anders wenn wir annehmen, daß ein persönlicher Gott einzelnen Auserwählten sich in ganz besonderer Weise offenbare. Dann werden wir, da wir in einem solchen Gott doch zugleich den Inbegriff aller Werte in höchster Vollkommenheit zu erblicken gewöhnt sind, auch mit den höchsten Erwartungen an angebliche Offenbarungen herantreten. Erfüllen sie diese Erwartungen nicht, so werden wir jenen Anspruch ablehnen: Die bloße Tatsache der immerhin ungewöhnlichen Entstehung eines Produktes aus unbewußter Schöpferkraft, aus einer Art „Inspiration" heraus, so psychologisch beachtenswert sie sein mag, wird uns an sich nicht berechtigen, in ihm göttliche Offenbarung im engeren und eigentlichen Sinne zu sehen.

Eine Entscheidung wird freilich in hohem Maße subjektiven Charakter tragen; sie wird abhängen von dem Maßstab, mit dem der Einzelne den Unterschied des Göttlichen und Menschlichen abmißt, und dieser Maßstab wird sehr verschieden sein.

Um dem Leser selbst einen Eindruck von den Schriften Lorbers zu geben, lasse ich zwei Proben folgen. Die erste Stelle ist entnommen dem Buche über den „*Bischof Martin*".

„(Sage *Ich, der Herr*, zu Bischof Martin): „Da siehe zu diesem Fenster hinaus! Was siehst du dort in einiger Ferne von hier gegen Mitternacht hin?"

Spricht *Bischof Martin*: „Ich sehe mehrere, überaus zerlumpte Menschen gar entsetzlich langsamen, hinkenden Schritts wandeln! Sie scheinen kein Obdach zu haben, und wahrscheinlich werden sie auch im Magen eine sehr bedeutende Leere haben, und ihr Herz dürfte gerade auch nicht von der heitersten Stimmung sein!

Freund, mich erbarmen diese armseligsten Wanderer; laß es mir zu, daß ich hingehe und sie hierher führe, sie hier aufnehme und soviel als möglich gut versorge! Sind diese Zimmer auch schmutzig, so werden sie ihnen aber dennoch sicher dienlicher sein als jene frostigen und sehr trüb aussehenden holprichten Pfade nach jener mir wohlbekannten Richtung, bei deren Verfolge es immer schlechter wird!"

Rede *Ich*: „Gut, recht gut, gehe und tue, was dir dein Herz gebeut. Aber das muß dich nicht abschrecken, so du finden wirst, daß jene Wandler nicht deiner, sondern lutherischer Konfession sind."

Spricht *Bischof Martin*: „Das ist mir freilich wohl ein wenig zuwider; aber nun ist schon alles eins, ob Luther, Mohammed, Jude oder Chinese! Kurz, was Mensch ist, dem soll Hilfe werden!"

Bischof Martin, noch in der gemeinen Landmannskleidung, empfiehlt sich nun und

eilt den Wandlern nach und ruft und schreit, daß sie seiner harren sollen, — worauf die Wandler stehenbleiben und auf unsern Bischof Martin warten, um zu erfahren, was er mit ihnen wolle. Denn diese sind eben auch erst von der Erde in der Geisterwelt angelangt und wissen nun auch nicht, wo aus, wo ein.

Nun hat unser Bischof Martin eben diese traurige Gesellschaft erreicht und spricht zu ihr in einem sehr freundlichen Tone also: „Liebe Freunde, wohin, wohin wollet ihr euch denn da begeben? Ich bitte euch, um Gottes willen, kehret um und folget mir nach, sonst gehet ihr alle zugrunde! Denn die Richtung, die ihr verfolgt, führt schnurgerade zu einem Abgrund, der euch alle verschlingen wird! — Ich aber bin hier mit noch zwei lieben Freunden ansässig, eine geraume Zeit schon, und weiß, wie diese Gegend hier beschaffen ist, daher ich euch denn auch warnen kann.

Sehet aber dorthin gegen Mittag! Daselbst werdet ihr einen Palast erschauen, der freilich von außen schöner als von innen aussieht, aber das macht vorderhand nichts! Ein Obdach und ein Stückchen Brot werden wir drinnen dennoch finden, was doch auf jeden Fall besser sein wird, als diesen ins sichere Verderben führenden Weg fortwandeln! Besinnet euch daher nicht lange, sondern kehret sogleich um und folget mir; bei Gott, es soll das euer Schade nicht sein!"

Einer von den Wandlern spricht: „Gut, wir wollen dir folgen; aber das bemerken wir dir im voraus, daß du uns in kein katholisches Haus bringst! Denn da wäre für uns keines Bleibens, indem wir gegen nichts einen so starken Widerwillen haben, als eben gegen den über alle Pest stinkenden römischen Katholizismus, und namentlich gegen den Papst, gegen seine Bischöfe und gegen das über alles schlechte Mönchstum der römischen Hure."

Spricht der Bischof Martin: „Was Papst, was Bischof, was Mönch, was Luther, was Calvin, was Mohammed, was Moses, was Brahma, was Zoroaster? Das gilt nur auf der dummen Welt etwas; hier im Reiche der Seelen und Geister hören alle diese irdischen dummen Unterschiede so gut wie ganz rein auf! Hier gibt es nur eine Lösung, und diese heißt Liebe! Mit dieser allein kommt man hier weiter; alles andere zählt soviel als nichts!

Als ich auf der Welt war, war ich ein römischer Bischof und bildete mir was Ungeheures darauf ein; aber hier angelangt, lernte ich es alsbald kennen, wie ganz und gar nichts daran gelegen ist, was man auf der Welt war, — sondern alles liegt daran, was man auf der Welt getan hat, und wie und unter welchen Bedingungen! Daher laßt auch ihr euch weder durch Luther, noch durch Calvin beirren, sondern folget mir! Wahrlich, ihr sollt es nicht bereuen! Wird es euch bei mir aber nicht behagen, — na, so steht euch dieser Weg noch immer offen!"

Spricht der Anführer dieser Gesellschaft: „Nun gut, du scheinst mir ein ziemlich gescheiter Mann zu sein, daher wollen wir dir denn auch folgen hin in deine Behausung! Aber das bitten wir uns schon im voraus aus, daß da unter uns ja nie von der Religion gesprochen wird, denn uns ekelt alles, was Religion heißt, auf das allerwidrigste an."

Spricht der Bischof Martin: „No, no, ist ja auch gut! Redet, wovon ihr reden wollt; nach und nach werden wir uns wohl hoffentlich noch besser kennenlernen, und ihr werdet an mir durchaus nie etwas entdecken, was euch nur irgend im allergeringsten tuschieren soll! Daher nun munteren und heiteren Geistes aufgebrochen, und in meiner und besonders meiner Freunde und Brüder Behausung Platz genommen..."

In der Schrift: „Die Dreitagesszene im Tempel zu Jerusalem" wird erzählt, daß die Priester in der Nacht, die auf das erste Auftreten des Jesusknaben folgte, sich beraten hatten. Dabei habe ein junger Levite also gesprochen: „Mit diesem Knaben werdet ihr alle nichts ausrichten! Ich habe in Nazareth wahrlich Wunderdinge von seiner Beredsamkeit gehört, und da gibt es gar keinen Gelehrten, der diesem Knaben je etwas abgewonnen hätte! Ich sage es auch ganz offen: Dieses Knaben Zunge

und seines Freundes [eines römischen Richters] unbegreifliche Willenskraft sind mächtig zur Genüge, um die ganze Welt zu unterjochen! Und wir haben uns mit diesem Knaben eine ganz mächtige Laus in den Pelz gesetzt, die wir ohne Schaden nicht leichtlich loswerden!

Daher wäre meine freilich immerhin unmaßgebliche Meinung diese: Man lasse ihn bei seiner Meinung, daß wenigstens möglicherweise jener Wunderknabe (von dem Jesus geredet hatte) der verheißene Messias ist, oder mit der Zeit werden kann, da dann doch die Weissagungen der Propheten so ziemlich auf ihn wie auf diese Zeit hindeuten!

Mit was immer für Widerspruch kommen wir mit ihm nicht weiter, — und ihn ärgerlich machen durch irgendeine Drohung, wäre meiner Ansicht nach sogar bedenklich; denn er weiß um alles auf das genaueste, und nicht fremd scheinen ihm unsere tiefsten Tempelgeheimnisse zu sein! Es wäre da schon rein des Beelzebubs zu werden, so er aber von unseren ganz besonderen Geheimnissen offen vor dem ... römischen Richter auszuplaudern anfinge!“

... „Daher heißt es da sehr klug sein, ihn bei seinem Thema lassen, ihn darin eher noch bestärken, als von seiner Idee abwendig machen zu wollen!

Was liegt denn daran für uns, die wir alle die alten Schriftglaubenssachen schon lange über Bord ins Meer der Vergessenheit geworfen haben, ob ein Messias oder ob keiner?! Sondern klug sein und dadurch herrschen und dabei auf Kosten der blinden und dummen Menschenmenge sehr gut leben, ist besser, als sich allerlei Gewalt, die wir am Ende doch nicht haben, anmaßen und sich mit allerlei unnötiger Sorge und Angst zernagen lassen!“ ...

Sagte der stets wache Oberpriester: „Ja, ja, ich bin mit dir ganz einverstanden; es dürfte also schier am besten sein! Rede und Antwort müssen wir dem Knaben geben... Nur bin ich der Meinung, daß wir ihm morgen ein anderes Kollegium geben aus uns, das ihm da günstiger als wir gestern Rede stehen soll! — Was meint ihr da?“

Sagte der junge Redner: „Der Meinung bin ich wieder nicht! Ein fremdes Kollegium müßte informiert werden, um so recht zu verstehen, wen es in dem Knaben vor sich hat. Wir aber kennen ihn nun und wissen, was er eigentlich will; wir haben ihm sonach leicht Rede zu stehen. Ein fremdes Kollegium würde morgen vor dem Knaben dastehen wie ein junges Paar Zugochsen vor einem Berge und wüßte ihm selbst bei einer besten Information nicht Bescheid zu geben...“

Die vorstehenden Abschnitte sind unter dem Gesichtspunkt ausgewählt, besonders wertvolle Stücke zu bieten. Und doch! Sollten sie wirklich bei Unbefangenen und Urteilsfähigen den Eindruck erwecken: Hier liegt göttliche Offenbarung vor? Nun ist aber das meiste, soweit ich aus Stichproben urteilen kann, noch nicht einmal auf diesem Niveau. Bei aller Anerkennung der geradezu unerschöpflichen Lust und Kraft des „Fabulierens“ bei Lorber, muß ich doch offen gestehen, daß vieles von einer schwer zu ertragenden Breite und einer lähmenden Langweiligkeit ist.

Gewisse Grundgedanken sind ja erkennbar; so liegt allen metaphysischen Lehren der Gedanke zugrunde, daß die gesamte Wirklichkeit aus

dem Göttlichen Geiste stammt und selbst geistiger Art ist, und alles Ethische ist durchwaltet von dem Liebesgeist Christi.

Auch den mitgeteilten Stücken fehlt nicht eine gewisse leitende Idee: in dem ersten wird engherziger Konfessionalismus gegeißelt, im zweiten ein skrupellos herrschendes Priestertum charakterisiert. Auch das sei angeführt, daß die Anhänger Lorbers mit einiger Berechtigung geltend machen können, daß er gewisse moderne Erkenntnisse (so bezüglich der Struktur der Atome und der Quantentheorie vorweggenommen habe[1]). Aber solche geniale Vorwegnahme gewisser Einsichten, die erst weit später durch die empirische Forschung erarbeitet werden, findet sich auch sonst bei intuitiv gerichteten philosophischen Köpfen. Dabei haben aber diese Intuitionen meist noch eine so wenig bestimmte und greifbare Fassung, daß sie doch erst durch die exakte wissenschaftliche Arbeit nicht nur empirische Bestätigung, sondern auch jene Form erhalten, die sie zur Einordnung in unser wissenschaftliches Weltbild geeignet machen.

Hören wir übrigens, wie ein zur Zeit führender Anhänger von Lorber zusammenfassend über dessen „Neubotschaft Gottes" urteilt: „Vermag einerseits der wissenschaftlich gebildete Verstandesmensch in der Naturlehre Lorbers sein Genüge zu finden, so werden durch seine allumfassende Diesseits- und Jenseitslehre vor allem die Gemüter der religiös empfindenden Menschen geklärt und befriedet, die sich ja leider oft genug in bangen Zweifeln und Fragen mühen. Ihnen bietet sich hier ein volles, allumfassendes Ganzes. Was uns bisher nur in Bruchstücken oder unvollkommen überliefert war — die allgemeine Urreligion der Menschheit und die wahre Gottes-, Lebens- und Liebeslehre Jesu —, das vernimmt der Gottsucher Lorber in einem einheitlichen Ergusse des göttlichen Wortes machtvoll und überreich. Es kann demnach wirklich gesagt werden, daß in diesem Lichte alle bedeutsamen Fragen des menschlichen Verstandes und Herzens ihre Lösung finden."

Nach dem früher Bemerkten brauche ich wohl nicht besonders zu sagen, daß ich mich diesem Werturteil nicht völlig anzuschließen vermag.

Von besonderem religionspsychologischem Interesse scheint mir übrigens zu sein, wie sich ein anderer Träger neuer „Gottesbotschaft" O. E. Bernhardt (Tutzing) genannt Abdruschin (ihn behandeln wir später) auf Befragen über Lorber äußert[2]): „Seine Werke las ich nie (!), aber ich weiß (! woher?!), daß er ein Wegbereiter sein sollte für den Wahrheitsbringer (wer ist dies? Doch wohl für Abdruschin?). Wenn er persönlich

[1]) Vgl. Walter Lutz, Das Reich des Ewigen. Führer durch die Werke J. Lorbers. Bietigheim 1924. 1. Band, 1. Heft, S. 67 ff. — Lutz ist auch der Schriftleiter der Zeitschrift der Lorber-Anhänger, „Das Wort", 8. Jahrgang, 1928. Neu-Salems-Verlag, Bietigheim.

[2]) In der Zeitschrift „Der Ruf", 1. Jahrgang, Heft 8/9, S. 322 f. (Verlag des Gralsblattes Tutzing.)

sich ganz in den Dienst dieser Aufgabe stellte, so befleißigen sich nun die Anhänger jedoch, diese zum Teil freudig erfüllte Mission zu zerstören (woher weiß das Abdruschin?). Er wollte suchende Menschen dem Wahrheitsbringer entgegenführen, nicht aber selbst der Wahrheitsbringer sein (?!). Viele seiner Anhänger jedoch verschließen ihre Augen und Ohren allem anderen und halten das, was er gebracht hat, für das Höchste (empfiehlt A. seinen eigenen Anhängern nicht dasselbe Verhalten in bezug auf die eigene Lehre?).

Solches Geschehen aber ist nicht neu, sondern es findet sich heute überall, ob es nun Bahai ist oder die Anthroposophie und alle übrigen Bewegungen kleinen oder großen Stils, so daß es für viele besser gewesen wäre, es würden keine Vorläufer gekommen sein!"

Von religionspsychologischem Standpunkt wäre hier wohl folgendes festzustellen: Wenn eine „Stimme" oder „Botschaft" als göttliche „Offenbarung" von jemand erlebt wird, so entsteht aus der Bewertung des Erlebten, als eines absolut Wertvollen, die Tendenz, alles andere zu verwerfen oder wenigstens zur relativ niederen Vorstufe herabzudrücken. Darin liegt aber eine tiefe Wurzel für die intolerante Haltung so vieler Gläubigen. Ein Segen ist es darum, wenn wenigstens der Inhalt der Botschaft so tolerant und menschenfreundlich ist wie bei Lorber!

Über die Autonomie der modernen Kultur

Von Leo Herland

(Schluß aus Heft 8)

III. Die moderne Kultur.

Und wie sieht denn dieses neue Kulturideal aus? Ei, es ist von ernüchternder, berauschender Einfachheit! Alle haben Kleidung, Obdach, Nahrung, daher durchschnittlich erträgliche äußere Lebensumstände und Gesundheit, — fertig!

Wie, dies ist ja aber Vegetieren! Weder Kultur, noch Religion, noch Menschenwürde! Erschlaffung der Menschheit, erst recht Versinken in die Tierheit!

Nein! Dem wäre nur so, wenn die Befreiung von des Lebens Notdurft ein Luxus wäre. Was aber ist dann Notdurft und was Luxus? Nein, es wäre nur Herstellung eines gemäßigten Klimas, gleich weit entfernt von den Eiswüsten des Elends der Massen wie von der tropischen Treibhausluft der Profitjäger und ihrer metaphysischen Ausbeuter und Helfershelfer, bei denen jederzeit der wahre Luxus zu Hause war. Viel eher sind Langeweile und Luxus heimisch in einem Himmel der Seligen, worin jeder nichts zu tun hätte, als in alle Ewigkeit verzückt und begeistert zu sein. Aber wenn dort jeder Selige neu Leben trinkt

aus dem unendlichen Leben, warum sollten die Menschen, bloß weil sie nicht mehr durch einen allgemeinen Alpdruck gepeinigt sind, sich nicht ebenfalls dem Urquell nahe fühlen und aus ihm sich jederzeit verjüngen und begeistern?

Ist doch schon das Leben der modernen Arbeit mannigfaltig genug, treten wir doch der Natur in vielen ihrer Geheimnisse bis zu einer Vertraulichkeit nahe, die an sich schon an Andacht streift. Stellen uns doch die Lebensnotwendigkeiten, die Erzeugung der Produkte zum bloßen Nutzen schon vor eine Vielheit der Eindrücke und Aufgaben, vor denen mancher Feierabend verblaßt! Allerdings, die alte Intimität des Handwerkers mit seinem Material ist so gut gelockert wie die Intimität der Hausfrau mit Spinnen, Weben und Kochen. Die Maschine hat sich dazwischengedrängt als Knecht und Magd, und die Arbeit beschränkt sich zum großen Teil auf „Bedienung" und Kontrolle der Maschine. Die Eintönigkeit dieser Arbeiten geht aber bei entsprechender Arbeitskonzentration mit einer Verkürzung der Arbeitszeit einher, welche aufs beste zur Abwechslung ausgenützt werden kann. Es ist kein Zufall, daß gerade der Arbeiter an der Maschine eine gewisse Leere der Entfremdung von den Materialien empfindet, die er früher unmittelbar bearbeitete. Die Plage am Stoff war eben zugleich eine stoffliche Plage, verschlang die physischen Kräfte des Menschen und trieb ihm das Denken aus: heute noch nimmt der kleine Handwerker und Krämer seine menschenunwürdige Lage am stumpfsten hin. Der Arbeiter an der Maschine aber, dessen Hirn leer läuft und nicht mehr von der Arbeit seiner Hand gebannt ist, wenn es auch an sie gefesselt ist, hat in all seiner dumpfen Wut Muße zu neuen, gefährlichen Gedanken. Ja, an der Maschine stehend, lernte der Arbeiter denken, da verflog ihm mit der Poesie des Handwerks auch der Rausch über dessen goldenen Boden. Je mehr aber der Alltag mechanisiert wird, desto besser kann sich die Buntheit des Lebens für den Feierabend aufsparen.

Was fängt man mit dem angebrochenen Abend an? Nun, das Leben geht ja weiter seinen Gang, die menschlichen Verhältnisse stehen geläutert da. Gewiß, die Familie ist aus ihrer bürgerlichen Enge aufgestört, aufgelockert. Die Intimität des Hauses ist nicht mehr so sehr an die Küche, an die Mahlzeit, an die häuslichen Verrichtungen gebunden, dafür aber entfällt auch die Zerstörung dieser Intimität durch die Not und Sorge um Geschäft und Geld. Noch immer ist die Familie da, noch immer kennen Kinder ihre Eltern und kennen sie besser als bisher, da die Autokratie der älteren Generation in der Familie ebenso aufgehört hat wie die Autokratie der Oberschicht im Staat. An Stelle des blinden Gehorsams und des launenhaften Befehls tritt auch in der Familie, auch zwischen Kindern und Eltern die herzliche Freundschaft des gegen-

seitigen Gebens und Empfangens, und gewiß ist die Volksgesamtheit der Familie ein näherer Hintergrund geworden als bisher, da die Lüge verschwunden ist, welche den Begriff des Volks verschleierte und seine Interessen mit denen der Knechtenden gleichsetzte. Insofern spielt die ganze ältere Generation die elterliche Rolle gegenüber der jüngeren, — ganz klar, denn jetzt erst können alle ohne Hintergedanken Brüder und Schwestern sein.

Und noch steht die Liebe der Geschlechter, gereinigt von allem Unflat, mit dem eine herrschsüchtige Männerwelt die Sexualverhältnisse verkehrt hat, die Männer sexuell entfesselt und die Frauen sexuell geknebelt hat, die ersteren zu Schweinen, die letzteren zu launenhaften, armselig eitlen Geschöpfen machend, eben noch gut genug, um den höchsten Einzelnen, vielleicht den Dichtern, eine schönere Welt vorzugaukeln. Hinweg damit! War das Weib eine schöne Illusion, so wollen wir es zu einer schöneren Wirklichkeit gestalten, gleich fern vom Objekt der Pein, der Langeweile und des Luxus. Dann werden die Leidenschaften in all ihrer Beseligung und all ihrer Tragik reiner und überreicher als je die Leere des Lebens ausfüllen, vor der ja das unendliche Leben, wenn es nicht künstlich ferngehalten wird, ebensolche Scheu hegt wie die Natur vor der Leere überhaupt.

Und das Leben der Gemeinschaft, fängt es nicht eigentlich auf dieser Stufe erst an? Unvollkommene Rassenschützler, die das Unheil von solcher Verbrüderung der Menschheit erwarten! Wir wollen euch die Rassentheorie vollkommener bewähren! Wie entstanden noch stets edle Rassen? Durch tüchtige Vermischung vorerst und nachherige Inzucht. Nur ein Tor wird behaupten, daß ohne Blutmischung reine Rassen gezüchtet werden können, und besteht doch die Zucht eben darin, daß jene Blendlinge, in welchen die gemischten Rassen einzeln wieder „herausmendeln", ausgeschaltet werden. Hier wurde Unedles gemischt, und der Mischling ist das Edle, also der umgekehrte Vorgang wie bei der Kreuzung an sich edler, heterogener Rassen, wo die Bastarde unedel sind. Nun ist einmal Mischung an der Zeit und einmal Inzucht. Und Toren, die nicht bemerken, daß heute alle Rassen der Menschheit bei fortdauernder dogmatischer Inzucht in Gefahr geraten, auszuarten, chauvinistisch, von nationaler Tollheit besessen, und einig und international nur in Kapitalismus und Militarismus, in gemeinsamer Knechtung der eigenen Volksgenossen. In allen Lagern sind heutzutage die nationalistischen Eisenfresser die unedelsten. Nein, heute steht der Zeiger auf freiherzigster Mischung, auf Fall aller Schranken! Zunächst auf geistiger und seelischer Vermischung, als alldurchdringende Liebe von Land zu Land, auf gemeinsamem Aufstand gegen die gemeinsamen Unterdrücker, auf gemeinsamer Auferstehung aus ihren Knechtesbanden. Diese Mischung wenig-

stens haben wir zu propagieren, so gut wie die Vernunft nur eine ist, wie die moderne Zivilisation nur eine ist, die der alten Kultur, welche ja ohnedies bis zur Unkenntlichkeit entstellt ist, immerhin den Garaus machen mag, nicht ohne die Erinnerung an sie aufs beste zu konservieren. Wie weit der seelischen Mischung die leibliche folgen kann, bildet viel weniger das Problem der Gesamtheit, es wird durch die freie Wahl des Einzelnen immer wieder entschieden. Aber nicht die Bastarde sind heute die schlimmsten, und in einer Gesellschaftsordnung, wo kein schändlicher egoistischer Ehrgeiz mehr von ebenso schändlichen Prämien gespornt und geködert wird, weil der Versuch aussichtslos erschiene, von hohem Posten aus die Mitmenschen mit Füßen zu treten, kann kein Einzelner mehr der Kultur gefährlich werden. Die ganze Erde ist, wenn die alten Unkulturen zerstampft sind, reif, ein einziges, großes, schönes Land zu werden, mit einer Kultur, die von keinen menschlichen Bestien mehr bedroht ist, mit einer umfassenden Organisation. Erst wenn es so weit, wenn die Mischung in dieser Art vollzogen ist, werden die Inzuchtlinien der Leiblichkeit, des Geschmacks und der Wahlverwandtschaft ihre mörderische Gefährlichkeit für die Gesamtheit wieder eingebüßt haben.

Ist uns unter solchen Umständen, bei aller Rationalisierung der Äußerlichkeiten des Menschengeschlechts, um Sitten und Gebräuche, um Feste und Feiern bange? Wenn es auch nur Verbrüderungsfeste wären, sie würden für Jahrhunderte ausreichen. Jeder Schritt vorwärts auf dem neuen Wege ist ja eine festliche Gelegenheit, unter dem Jubel der Massen gefeiert. Wie wenig ferner die Uniformierung der äußeren Kultur der Lebensbuntheit Abbruch tut, gewahren wir auf Schritt und Tritt. Wissen wir doch sogar, daß die bunten, sogenannten Volkstrachten in vielen Fällen durchaus nicht so urtümlich aus dem Volk hervorgegangen, sondern erstarrte Überbleibsel längst von Herrschaften abgelegter Kleider und Kulturformen sind, so z. B. die holländische Krause nur ein Überbleibsel der spanischen Mode, der lange Bauernrock ein Relikt der Schaube aus der Meistersingerzeit. Sie waren einmal große Mode, haben sich aber in den abgelegenen Provinzplätzen am längsten erhalten. Heute kleidet sich die Masse der Weißen in allen fünf Weltteilen ganz gleich nach amerikanischer Mode, und in unsrer ganzen äußeren Lebenshaltung humpeln wir als Provinz den Amerikanern nach, welche in der äußeren Kultur den wahren Standard der Moderne darstellen, sowohl was Produktion, als was Kleidung, als was Außen- und Innenarchitektur anlangt. In Deutschland bestrebte sich Berlin seit langem, sich der amerikanischen, äußeren Kultur anzunähern, und das äußere Leben Wiens bewegt sich gegenwärtig in ganz ähnlichen Bahnen. Mit dem Vorzug, daß die große Schattenseite der Amerikaner, ihre soziologische Rückständigkeit nicht ebenso mit übernommen wurde. Dort mag noch

jeder stolz sein auf den Kampf aller gegen alle und den Sieg der im alten Sinn Geriebensten und Tüchtigsten, — nicht überall sind alle Komponenten der modernen Kultur gleichmäßig verwirklicht. Amerika hat seine äußere Macht noch nicht ausgekostet, noch nicht die Hypertrophie seiner Industrie, seines Absatzes, also auch noch nicht die wahre Konkurrenz mit ebenbürtigen Rivalen erlebt. Es kann seinen Arbeitern noch höhere Löhne zahlen, es ist noch nicht verkracht durch unglückliche Kriege und blindwütige Spekulationen. Wir sind alt geworden und erfahren nach dieser Seite hin, uns sind die schönen Aussichten auch des Dollarlandes nicht mehr bestechend. Nie mehr wird sich der Europäer einstellen auf vierzehnstündige Arbeit an einer und derselben Maschine, bei noch so hohem Lohn und noch so schöner Ersparnis fürs Alter, für ein frühes Alter. Und wenn die Erlösung der Menschheit auch warten muß, bis Amerika mit seinen Erfahrungen so weit ist wie wir, so ist doch die Linie vorgezeichnet, und die andere Komponente, die menschlichere, die gesellschaftliche, ist bei uns höher entwickelt. Der Einzelmensch mag es in Amerika bequemer haben, — wenn er es bequemer hat. Denn auch in Amerika gibt es Arme und Elende, — es sind die Untüchtigen, sagt man. Aber es ist schon so in der Zeit des Ellenbogenrechts: sie verfechten die Tüchtigkeit, und wehe den anderen, wenn sie Glück haben! Unbarmherzig treten sie ihnen auf den Nacken! Haben sie aber das Unglück, daß eine Organisation sie schlägt, welche in ihrem Rahmen jeden Einzelnen spielend ertüchtigt, und außerdem so tüchtig ist, ihre ganze alte Ordnung über den Haufen zu rennen, so rufen sie Ach und Wehe über die Störenfriede ihres Geschäfts. Hinweg mit einer Ordnung, in der man vom Tüchtigsten nichts andres zu erwarten hat, als daß er die anderen zu Sklaven macht! So bequem es also manche Einzelne in Amerika haben, so ist doch bei uns die Luft besser, in der die Masse und daher auch die Seele des Einzelnen atmet. Die Pest der Vergangenheit, sie floriert übelriechend auch bei uns. Aber bei uns sind mehr Männer, welche uns die Pest bekämpfen gelehrt haben, und in unserm Bewußtsein sind wirksamere Schutzstoffe vorhanden. Die Kulturbedingungen des Einzelnen sind in Amerika manchmal besser; die Kulturresonanz, und damit die Steigerungsfähigkeit, ist in unsern Ländern bei weitem vorzuziehen.

Aber, wie gesagt, selbst Amerika mit seinen innerlich ungünstigeren Bedingungen zeigt, daß die Uniformierung der äußeren Lebensverhältnisse die Lebensbuntheit nicht beeinträchtigt. Alle Rückständigkeit Amerikas besteht im Gegenteil in einer mangelnden Rationalisierung der ökonomischen und soziologischen Verhältnisse, in der Räuberromantik des Privatbetriebs, der wie eh und je das grausame Vaterideal des Plutokraten mit einem gegen Darwin prozessierenden Christentum vereinbar

findet. Das ist nicht die wahre Republik, die amerikanische, in der die Stahl-, Gummi- und Rohölkönige den Präsidenten im Weißen Hause als Mimikry ausstecken.

Die vierzehn Punkte Wilsons wären eine Art Rationalisierung, Vernünftigmachung des gesellschaftlichen Lebens der Menschheit gewesen. Sie sind von Kant entnommen und wieder zu uns zurückgekehrt. Auch Kant predigte ja die Vernunft der Menschheit, als reine Vernunft, als praktische Vernunft. Kann die Kantische Philosophie die Welt erlösen, ist sie vielleicht das, was an die Stelle der Religionen zu treten hätte? Damit kommen wir zum entscheidenden Punkt unsrer Betrachtung, nämlich wie es in der Gretchenfrage mit unsrer neuen Kultur bestellt sei.

Eine der geistigen Komponenten unsrer Kultur, die Kunst, macht uns kein Kopfzerbrechen; sie blüht und gedeiht in ihren Einzelkünsten, um so besser, je strenger sie sich vom reinen Zweckhandwerk zu scheiden weiß und je mehr sie die Hand läßt von unsrer rein äußeren Lebenskultur, die nur durch äußerste Rationalisierung den verfluchten tierischen Feind, den Kampf ums Dasein, zu bannen vermag. Die Architektur hat ihren nackten, strengen und doch so milden Stil vorgezeichnet. Sie verzichtet auf Ornamente ebenso wie das Handwerk und ebenso wie alle unsre Kultur. Denn auch die Kunst soll kein bloßes Ornament des Lebens sein, sondern ein eigenes, durchgebildetes Leben aller Organe, subjektiv, und Materialien, objektiv, für sich, die sich dann geschwisterlich miteinander durchdringen mögen. Die Bildhauerkunst hat eine Blütezeit vor sich, in einem Zeitalter, in welchem sich der Menschenkörper aus Lumpen und Fetzen wieder ans Sonnenlicht wagt. Die Musik hat nach der freien Harmonielehre der Neueren und der völligen Freiheit ihrer äußeren Formen auch Spielraum, den freiesten Seelenregungen des neuesten Menschen zu folgen. Die Dichtkunst hat nichts zu tun, als dem reichen Erleben all dieser Jahre und seiner Einwirkung auf den Einzelmenschen mit reinem Auge zu folgen, — allüberall nur die Verlegenheit des Reichtums. Aber wie steht's mit Religion und Philosophie?

Damit kehren wir zum Ausgangspunkt zurück. Religion hat aufgehört, eine Massenangelegenheit zu sein, sie ist eine Angelegenheit Einzelner, das heißt eben „Privatsache" geworden. Religion, das ist die Erfassung des Unendlichen in einem hypnotischen Affekt, durch den Rausch der teilnehmenden Masse gesteigert; allein, je größer diese Masse wird, um so mehr von einer schlechten Verdrängung ihrer armen, gepeinigten Körperlichkeit begleitet. Sie tröstet hypnotisch über den Schmerz des Verlustes von geliebten Personen und Gütern, sie beseligt hypnotisch durch das Versprechen von Auferstehung und Wiedersehen, sie macht in beiden Fällen die Wucht der Gegenwart in Tragik und Genuß verarmen. Denn empfänden die also Getrösteten ihren Verlust in seiner ganzen Tragik,

den Verlust der Geliebten wie den der eigenen Persönlichkeit im Tode, so würden sie sich nicht mit so primitiven Antworten zufrieden geben. Empfänden sie den Genuß der Lebensfreude in seiner vollen Größe, so hätten sie nicht nötig, sich ihn durch ein Sakrament attestieren oder sich davon lossprechen zu lassen. Die vollständig geglückte Verdrängung der Unvollkommenheit des Lebens war auch in allen Kirchen und Religionen stets eine Luxusangelegenheit Einzelner, die Massenresonanz im großen und ganzen selbst eine unvollkommene. Wir haben es schon ausgesprochen: wir erwarten Tróst und adäquate Antwort auf die Fragen des Menschenlebens nicht mehr von einem Glaüben, der um so unhaltbarer geworden ist, als wir zu viel wissen, sondern von der Vernunft, nicht von der endlichen, sondern von einer unendlichen Vernunft. Gibt es eine solche, und kann sie unsre Fragen beantworten, kann sie die Funktionen der Religion restlos übernehmen, bei einer Menschheit, die aus vernünftigen Einzelnen bestehen wird?

Ist es so, daß in diesen wichtigsten Kulturbelangen die moderne Kultur versagt und wir uns wieder dem Lockruf der Jesuiten aller Konfessionen anheimgeben, in diesem einen, wichtigsten Punkt zur abgestandenen Zisterne der Tradition zurückkehren müssen? Wäre uns in diesen bedeutungsvollsten Fragen der unendliche, ewig frische Quell des Lebens unmittelbar verschlossen? Dann allerdings dürften wir nur auch gleich die übrige Kultur auf den Schindanger werfen. Nein, es ist zum Glück anders, und die Göttlichkeit spricht mit einer Offenbarung vom heutigen Tage zu uns, sie versagt sich uns nicht deshalb, weil wir nicht mehr Knechte irdischer Zwingherren sein wollen, da sie selber uns den Gedanken eingab, unsre Fesseln zu sprengen. Neu und herrlich spricht die Göttlichkeit zu uns auch in Vernunft und Philosophie, ebenso autonom in dieser Resultierenden wie in allen übrigen Kulturkomponenten!

Kommt das Licht uns von Kant, gehört er schon diesem neuen Kulturkreis an, ist er vielleicht selbst sein Bahnbrecher, sein Vorkämpfer? Gewiß zum Teil, da er eben von Vernunft spricht. Aber zur Gänze war es schon deshalb unmöglich, weil er die drei stärksten Vernichter der alten Abhängigkeit: Wissenschaft, Technik und Soziologie der Moderne höchstens an ihrer Schwelle erlebt hat, und so auch den infernalischsten Auswuchs des alten Zustands, Kapitalismus und Weltkriegsahnung. Und so zeigt auch Kant noch eine deutliche Abhängigkeit von den alten Gewalten, denn seine reine Vernunft ist eine endliche, keine unendliche Vernunft, eine, die bloß imstande ist, einen Bezirk auszumessen, aber nicht das Unendliche zu erkennen, ganz ebenso wie zur Zeit, da die Philosophie die Magd der Theologie war. Und seine praktische Vernunft mündet in dieselben dogmatisch geistigen Postulate wie der Glaube; Kants Gott, Freiheit und Unsterblichkeit tragen denselben in sakramen-

tale Kontemplation mündenden Charakter wie die entsprechenden Parallelen im Christentum, so daß man wohl sagen kann, Kants Philosophie sei keine von Religion unabhängige Philosophie, sondern eher ein übersetztes Christentum, so sehr sich nur Religion in Philosophie übertragen läßt, ähnlich wie Schopenhauers Philosophie ein ins Philosophische übersetzter Buddhismus ist. Kant zählt zu jenen edelsten Einzelnen, in denen das Christentum noch kraftvoll belebte neue Gestalt anzunehmen vermocht hat, ähnlich wie Dante, wie Kierkegaard, wie der Wagner des Parsifal, jeder in einer anderen Weise, alle aber eben doch fußend auf alten, traditionellen Kulturen, und wie diese bewährt untauglich zur Erlösung der Menschheit. Beide, Christentum und Buddhismus, lehnen diese irdische Erscheinungswelt ab und suchen eine überirdische Seligkeit. Eine solche konstruiert das Christentum als einen Himmel, schließlich zu beliebiger sinnlicher Ausstattung, nur daß alle Lustbetonung ausschließlich vom Geist in der Gestalt des Glaubens bezogen ist; der Buddhismus, etwas weniger dogmatisch, stellt die Ausgestaltung des ewigen Lebens völlig ins Unbekannte, eben daher es, im Vergleich zu allem Bekannten, als ein Nichts bezeichnend. In beiden Fällen aber, wie auch in den entsprechenden philosophischen Ausdeutungen wird diese Raumzeitwelt mit all ihrem sinnlichen Inhalt als Welt zweiten Ranges, als Erscheinungswelt gewertet, die unbekannte, unendliche Welt aber als der unerkennbare Quell des Lebens, als das Ding an sich, dem wir uns annähern können nur im absoluten Geist. Darin ist auch Kant der Tradition treu geblieben in seinen Postulaten der praktischen Vernunft. Nicht nur, daß bloß der einseitige und daher hypnotische Geist imstande ist, die Erscheinungswelt zu überwinden, die Unendlichkeit des Lebens selber ist eine Verneinung des Sinnlichen, das Leben der Sinne ist von der beseligenden Unendlichkeit entleert, etwas absolut Rückständiges, etwas, was schon an sich die Verdammnis in sich trägt. Diese Anschauung ist mit der Moderne unverträglich, eins von beiden ist unbrauchbar und muß dem anderen weichen.

Denn uns ist das Leben der Sinne durchaus nicht unter allen Umständen Erscheinungswelt, weil, wie wir schon aussprachen, das Göttliche uns nicht bloß auf dem Weg des absoluten Geistes, sondern noch unzähliger anderer Lebensformen, ja im Prinzip auf allen möglichen Wegen zugänglich ist. Der Geist spielt bei den alten Kulturen die Rolle des väterlichen Tyrannen. Uns sind alle Sinne gleichberechtigt, der Geist von vornherein nur einer von ihnen. Ja, er kann die Führerrolle, die ihm in der Entwicklungsgeschichte vor den anderen Fähigkeiten des Menschen zugedacht ist, nur erringen, indem er auch diesen ihre Freiheit wiedergibt und aufhört, auch nur so dogmatisch zu sein, wie er bei dem kritischen Kant noch ist. Eine Reaktion gegen den alten Standpunkt

machte sich ja schon in Nietzsche geltend, dem das Leben der Sinne das eigentliche Ding an sich war, der postulierende Geist mit Gott, Freiheit und Unsterblichkeit aber Lüge, bloße Erscheinung; in dieser Umkehrung des Verhältnisses von Erscheinung und Ding an sich besteht ja seine Umwertung aller Werte. Aber Nietzsche mußte, im entgegengesetzten Sinn dogmatisch, an dem inneren Widerspruch scheitern, mit dem er den alten Tyrannen doch fortbestehen ließ in seiner übermenschlichen Bestie, mit welcher er das Wesen der Menschheit so sehr verkennt, daß er just denen die Erlösung versperrt, die am dringendsten ihrer bedürfen, und den Übermenschen so zum allerradikalsten Luxustier macht, nicht bedenkend, daß es in der unendlichen Fülle des Lebens gar keine Viel-zu-Vielen geben kann. Wenn wir uns also Nietzsche in der Art seiner individualistischen Ausdrucksform nicht anschließen können, so teilen wir doch vorbehaltlos seinen Standpunkt der Heiligkeit aller Sinne; wir geben ihnen zurück, was die geistlichen Sakramente ihnen genommen haben.

Die Buntheit des Sinnlichen ist es auch, was die Moderne sich in viel höherem Maß als alle Vorzeit zum Objekt erkoren hat. Das sinnlich Wahrnehmbare ist das Objekt der Wissenschaft, unsere Leibesglieder projizieren wir in der Technik als Maschinen in die Außenwelt. Aber auch das Subjekt hat uns aufgehört, ein vorwiegend Geistiges zu sein, und die moderne Psychologie hat als Psychoanalyse die Leistungen aller Sinne und Glieder der Seele in ihre Rechte eingesetzt, den das Individuum allzu vordringlich repräsentierenden Geist, eine Ahnung Schopenhauers bestätigend (Primat des Willens über den Intellekt), als eine bloße Oberschicht entlarvend, und die Rache der von unsrer Moral, von unsrer bürgerlichen Kultur verdrängten übrigen Sinne aufzeigend.

Endlich aber, um die Voraussetzungen für eine neue Philosophie voll zu machen, hat die moderne Psychologie, im Machschen Positivismus, die ganze Welt in Sinneselemente zerlegt, die Analyse, welche die exakten Wissenschaften einleiteten, der Vollendung zuführend. In der Tat, jetzt erst haben wir alle Elemente in der Hand, deren ein philosophischer Demiurg zur Nachschaffung der Welt bedarf, jetzt erst kann uns keine Suggestion etwas vortäuschen, da wir gar nichts unbesehen, ununtersucht hinnehmen, da wir gar nicht mehr gläubig, sondern, den Elementen und dem Prinzip nach, ganz wissend sind. Nun erst, da wir vor keinem unanalysierten Komplex haltzumachen brauchen, in einer mißverständlichen Ehrfurcht, die in Wahrheit nur Byzantinismus vor Schranken ist, welche nicht die Vernunft sich selber aufrichtet, sondern welche die Priesterschaft aller Verkleidungen uns wie ein Bannkreuz entgegenhält, nun erst können wir sagen, daß wir vernünftig geworden sind.

Der Positivismus sagt, auf unsern Zusammenhang bezüglich, aus, daß alle sinnlichen Elemente der Welt von unbezweifelbarer Wirklichkeit sind,

von einer solchen, heißt das, die von keinen geistigen Wirklichkeiten prinzipiell übertroffen wird. Überall in der Welt sind Funktionsbeziehungen aufzufinden zwischen den sinnlichen Elementen; psychische und physische Elemente sind darin völlig koordiniert, ja, es besteht gar kein prinzipieller Unterschied zwischen ihnen; die Elemente der Dinge und die Elemente der Seele sind identisch, die Psychen sind genau so Komplexe sinnlicher Elemente wie die Gegenstände, nur anderer Gruppen von ihnen, genau solche funktionelle Zusammenfassungen. Die Ornamente der Philosophie, der sinnlichen Welt eine sinnlich nicht determinierte von dogmatisch geistigen Konstruktionen entgegenstellend, fallen weg wie alle anderen Ornamente. Der Rausch der vom Menschen selbstgeschaffenen Fiktionen verflüchtigt sich; die Philosophie des Als-Ob, diese Kehrseite des Positivismus, hat die Wegräumung gründlich besorgt. Es entfallen die abstrakten Begriffe als Wesenheiten, die Kategorien, die Dinge an sich im alten Sinne, die Postulate als Wirklichkeiten, soweit sie nicht gedeckt sind durch sinnliche Elemente bis ins Kleinste. Also auch hier Rationalisierung, tiefste Ernüchterung, wie in allen übrigen modernen Kulturtendenzen. Auch die Philosophie soll kein Ornament des Lebens sein, so wenig wie unser Feiertag, auch ihre neue Form erfließt aus den nüchternen Kulturelementen der Arbeit.

Bleibt nur noch zu beweisen, daß auch aus dieser Nüchternheit der höchste Rausch geboren wird, dem des Glaubens und der alten Philosophien überlegen, daß auch in die Breschen des Vorurteils und der absolut geistigen Dogmen sofort das unendliche Leben mit beseligender Gewalt einschießt. Unsre Vernunft ist eine Angelegenheit aller Sinne gleichmäßig und eben dadurch behalten wir den Kopf oben, eben daher ist uns zum erstenmal auch die reine Ausbildung des Geistes überhaupt ermöglicht, und wir sind bereit, zu zeigen, daß auf diesem Wege die Menschheit zu viel rationelleren und auch die innersten Wünsche restlos befriedigenden Ergebnissen gelangt.

Längst wird hier der Philosoph alter Schule den Kopf geschüttelt haben. Er lehnt ja den Machschen Positivismus als Philosophie ab. Wir nicht minder. Wir haben auch nicht behauptet, daß er schon Philosophie sei, auch nicht, daß die neue Philosophie schon vollendet dastehe. Wir befinden uns sogar mit dem Positivismus darin im Gegensatz, daß er behauptet, er mache nun alle Philosophie überflüssig. Alle Philosophie als Ornament in der Tat. Aber es läßt sich zeigen, daß aus den gegebenen Elementen, in die der Positivismus die Bilder der Welt zersplittert hat, ganz von selbst die neue Philosophie erstehen muß.

Unstreitig muß es unsern Widerspruch herausfordern, wenn der Positivismus behauptet, die wirkliche Welt bestehe bloß aus sinnlichen Elementen und ihren Funktionsbeziehungen, welche letztern an sich über-

haupt kein Dasein hätten. Die Welt verliert dadurch ihre Ganzheit, ihre Einheit, ebenso wie alle Individualität in Nichts zerfiele. Die Erkenntnis also von der Synthese der Empfindungen steht nicht auf gleicher Höhe mit jener von der Analyse der Empfindungen, hier fehlt die ergänzende, erst wahrhaft philosophische Leistung. Hier klafft eine Lücke in aller schon vorhandenen Theorie der Moderne, und sie klafft nicht in der theoretischen Philosophie allein, sie haftet noch allen modernen Bestrebungen an, die zunächst notwendig ihre negative Seite der Hinwegräumung des Alten hervorkehren müssen, die Zertrümmerung der alten Ganzheiten, ihre Zersplitterung in die Elemente. So hat ja die Moderne auch alle alten Bande der Menschen untereinander gesprengt, um jeden zu lehren, zunächst einmal wirkliches Element, Einzelner für sich zu sein. Schon im sozialen Leben aber steht als Ideal jedem solchen Einzelnen eine höhere Gemeinschaft vor Augen, ja wir sprachen schon aus, daß in der Steigerung jeder Einzelne sich mit einer Vielheit zu einem Ganzen vereinige. So sehr die modernen zersetzenden Tendenzen alles zu vereinzeln scheinen, so liegt doch eben hier der umgekehrte Schein vor wie in den alten Religionen und Kulturen. Sie, welche Massenangelegenheit zu sein vorgeben, sind in Wahrheit Privatsache des Einzelnen geworden. Und die neue Kultur, die alles zu zersplittern scheint, ist in Wahrheit das Werk einer unbegrenzten Masse, die zur Ganzheit hinstrebt.

So wenig unsre neue Gesellschaft, weil zu ihrer Konstituierung die Garantie ihrer niedrigsten Bestandteile genügt, ohne daß wir viel Kulturhopsasa aufführen, um danach die Kulturträger Hungers sterben zu lassen, eine nüchterne Gesellschaft sein muß, die nur auf Nahrung, Wohlleben und Fortpflanzung bedacht wäre, so wenig mündet auch die Philosophie, welche von den sinnlichen Weltelementen ausgeht, in die Nüchternheit einer Leere, und es mag schon sein, daß sich davon Sozialisten wie Positivisten noch immer zu wenig Rechenschaft ablegen. Wir kennen wohl die Begeisterung der Masse vor ihren neuen Zielen. Aber noch ist sie sich dessen nicht ganz bewußt, daß in die Breschen, die sie geschlagen, wahrhaft ein allgegenwärtiges Leben hereinstürzt, dem sie zwar sich aufgeschlossen, das sie aber keineswegs hervorgebracht hat. Wie der Arzt nur der Helfer der Natur ist, so ist auch alles, was wir zur Erreichung unsrer hohen Ziele tun können, nicht adäquat diesem Ziel: unser ist die treue, bis ins Einzelne nüchterne Arbeit, — und als Lohn winkt uns herrlich unendliches Leben; und unsre Begeisterung ist keine Begeisterung an sich, sondern besteht im Anschauen, in der Ahnung, im Genuß dieses Lebens. Dieses ist nicht bloß darin unendlich, daß es uns selber ins Unendliche reißt, sondern es läßt uns auch stofflich immer neue Unendlichkeiten ahnen, die sich uns in weiterer treuer Arbeit erschließen werden. Wir haben das Gefühl, als träten wir, der neuen

Zeit entgegenschreitend, in ein neues Land, das also schon so sehr vorhanden ist wie nur irgendein Amerika, das ein Kolumbus entdeckte, und indem wir, verbrüdert mit allen Baumeistern der neuen Ordnung, dem Genius der Menschheit zujubeln, hört alle unsre Zersplitterung auf, wir sind nicht bloß Einzelne, wir sind zugleich das große Ganze, das uns mit so viel Sinnen, Seele und Augen, als wir nur von einem göttlich dämonischen Wesen billig verlangen können, an sein Herz zieht. Dieses Ganze entspricht genau den Funktionsbeziehungen der sinnlichen Elemente, worein der Positivismus die Welt auflöst. Aber ist dieses Ganze, worin wir uns übermenschlich erhoben fühlen, ein Abstraktum, eine Fiktion? So wenig, wie es ein von uns abgewandtes, unerkennbares Ding an sich ist. Ist es nicht ein sinnlich gegenwärtiges wirkliches Wesen, ja ein noch tiefer sinnliches als die Einzelnen? Blicken uns aus ihm nicht auch die nicht gegenwärtigen Glieder unsres Bundes ebenso an wie die noch Ungeborenen, ja wie die Dahingegangenen? Ja, treten nicht auch wir als Einzelne uns daraus erst in unsrer wahren Gestalt entgegen, ist es nicht so, als ob wir als abgesplitterte Einzelne weniger wären als in der Resonanz dieser Masseneinheit? Ist es nicht so, als ob wir, in uns zurücktretend, uns von diesem unsrem wahreren, weil sinnlicheren Ich abschlössen und den geöffneten Quell des Lebens wieder zustopften? Jede unsrer Fähigkeiten finden wir darin erhöht, wir sind nicht bloß wir selbst, wir sind auch alle anderen, wir finden uns gleichsam stereoskopisch vervielfacht in ebenso vielen Augen, als Mitgenießende da sind, und zu einer tieferen Räumlichkeit unsres Wesens durchgedrungen.

Jedes unsrer Augen erzeugt ein Flächenbild für sich. Ist deswegen das räumliche Bild, das durch ihre Durchdringung entsteht und in dem doch alle Elemente der Flachbilder zur Gänze vorhanden sind, weniger sinnlich als diese, ist es nicht etwas, was den Namen der Funktionsbeziehung mit noch tieferer — tief in buchstäblichem Sinne — Realität erfüllt als die Einzelbilder? In die Einheit eines Komplexes aufgenommen, gewinnen also die Elemente gleichsam erst die Tiefendimension ihres sinnlichen Daseins, sie werden in der gegenseitigen Resonanz stereoskopisch vervielfacht und ihre Übereinanderlagerung schafft eben das, was die Positivisten Funktionsbeziehung nennen, was aber weder ein Nichts, noch eine Fiktion, aber freilich auch kein Ornament außerhalb der Elemente ist, sondern eine Wesenheit von einer Sinnlichkeit höherer Ordnung, als jene der Elemente ist, so daß diese zu bloßen Einzelbildern, Flächenbildern dagegen zusammenschrumpfen. Dem Positivismus ist alles Sinnliche gleichwertig, ihm liegen alle Elemente im Niveau. Deshalb erkennt er auch nicht die „unanalysierten Komplexe“, nämlich eben die Elemente in ihren Funktionsbeziehungen und, richtig verstanden, diese

Funktionsbeziehungen selbst gleichfalls als ein Sinnliches an, nur eins von höherer Ordnung. Weil dem Positivismus die Tiefendimension in der Ordnung der sinnlichen Elemente entgeht, ein ökonomisches Prinzip ersten Ranges zur Ordnung unsrer Welt, deshalb ist er selber flach, bleibt in der Fläche und wird nicht zur Philosophie.

Noch deutlicher würde uns der Vorgang werden, wenn die Massenvereinigung im obigen Beispiel zugleich mit leiblicher Vermischung verbunden wäre, wie sie in geringerem Maßstab in der geschlechtlichen Vereinigung stattfindet, oder, da auch hier leiblich nur die Keimzellen sich vermischen, wie bei solchen Keimzellen oder Einzellern selbst. Daß die Vermischung in der Massenpsyche eine unvollkommenere ist, liegt an speziellen Bindungen unserer Leiblichkeit, aber wir können uns Wesen denken, wo diese Durchdringung wirklich vollständig wäre, und auch uns genügt sie, um alle Fähigkeiten des Einzelnen aufs höchste zu steigern. Wir erkennen uns in der Steigerung als ein sinnliches Wesen höherer Ordnung wieder, lebend auch in allen Einzelindividuen, welche aber gleichsam nur die Rolle von Einzelorganen spielen. Gewiß geht ein Raumbild über die Flächenbilder hinaus, die es konstituieren, aber stets in sinnlich vollkommen erkennbarer Art, weil in seiner Anschauung auch die Sinne selber sich steigern. Unsere Augen würden nur Flächenbilder sehen. Das Hirn, mit dem wir eigentlich schauen, nimmt ein Raumbild wahr, welches noch tiefer sinnlich ist, weil es die stereoskopischen Abweichungen der Einzelbilder dennoch zur Deckung zu bringen versteht.

Überall im einfacheren und komplizierteren Leben vollzieht unsere Psyche eine ähnliche Synthese der Empfindungen: die sinnlichen Elemente vervielfältigen sich stereoskopisch in der gegenseitigen Resonanz und bilden einen neuen, tiefer sinnlichen Körper. Diese Anschauungsweise ist an sich durchaus nicht neu. Die Urbilder Platons entstehen auf keine andere Weise, in einer ganz analogen Betrachtung entwickelt Sokrates im „Symposion" das Urbild des Schönen. Goethes Urphänomene entstehen ähnlich. Überall ein tieferes Sinnliches, das nicht als abstrakte Funktionsbeziehung, sondern als konkrete Realität gedacht ist, sogar als eine, welche die uns als sensualistisch vorliegende zu einer Realität niederer Ordnung, zur vergänglichen Erscheinung herabdrückt. Es ist aber kein so absoluter und sinnlich nicht faßbarer Gegensatz wie zwischen Erscheinung und Ding an sich Schopenhauers und aller jener, welche das Ding an sich eigentlich zur ornamentalen Fiktion machen, die dann der Kritik der „Philosophie des Als-Ob" unterläge, sondern es ist bloß der Unterschied zwischen flacherer und immer tieferer Sinnlichkeit, zwischen flächenhaftem Einzelbild und raumhaftem Tiefenbild; die Sinne vertiefen sich hier zugleich mit dem Objekt, und diese Steigerung hat keine Grenzen, ist imstande, immer

tiefer, immer weiter, jederzeit aber in sinnlicher Gegenwart die Welt zu umfassen.

Wir müssen also lernen, die Funktionsbeziehungen, welche, nach der positivistischen Anschauung der Moderne, die sinnlichen Elemente zu Komplexen zusammenfassen, selber als sinnliche Einheiten höherer Ordnung aufzufassen und so die Erkenntnis von der Synthese der Empfindungen in die Wege zu leiten. Ebenso auch werden wir Menschen den Genius, dem wir entgegenstreben, als ein lebendes Wesen erkennen lernen, in dem wir auch jeden Einzelnen von uns in sinnlich vertiefter Form wiederfinden. Das Raumbild, obwohl sinnlich durch und durch, ist doch nicht restlos aus den Einzelbildern zu erklären, denn diesen geht das Tiefenmoment ab. Obwohl also der zeitlichen Kausalität nach aus den Flächenbildern entstanden, ist das Raumbild dennoch so primär vor diesen, wie ein neues Land vor dem Fuß des Betretenden. Alle unsere Steigerung in höhere Komplexe ist nur ein Aufschlagen von Vorhängen, oder ein Aufschlagen unserer Augen zu dem noch nicht Gesehenen. So ist auch das unendliche Leben, nach dem wir hinstreben, so ist auch unser sinnlich tieferes Ich ein schon Vorhandenes, dem wir uns bloß aufschließen. Wir sind Einzelbilder, zunächst isoliert, dann uns als eins erkennend mit den Tiefenbildern aller Grade. All unser Welken und Absterben, all unser Verlieren ist wieder nichts als eine Reduktion auf unsere Einzelhaftigkeit, die in dumpfen, psychischen Zuständen, in Krankheit, Schlaf und Tod sich auf die Einzelhaftigkeit noch primitiverer Elemente reduziert. Aber unser Raumbild, unser tieferes Leben ist jederzeit wach, und immer wieder können wir aus den Elementen uns wieder zur Ganzheit hinfinden.

Die Wege dazu? Wir nehmen sie von keinen kindischen Religionsvorstellungen mehr, sondern wir haben sie uns zu erarbeiten wie alle Lebenswunder, welche wir der nüchternen Wissenschaft und Technik verdanken. Dissoziieren wir uns aus dem ewigen Leben ins vergängliche, — nun, hier hat die Kühnheit, die Phantasie der Menschheit für Jahrtausende Nahrung und Aufgaben, um unsere durch den Tod verloren gehende Individualität wie sämtliche anderen Verluste, welche wir erleiden, im jederzeit gegenwärtigen unendlichen Leben wieder aufzufinden. Tod und Verlust sind Analysen, sie gehen nach bestimmten Gesetzen vor sich. Wer aber die Lebenseinheiten und damit auch unsere Persönlichkeit als sinnliche Wirklichkeiten erfaßt, dem wird auch die Aufgabe nicht zu toll erscheinen, dem Verlorengegangenen durch eine Welt des Lebens, welche eben nicht bloß aus Elementen besteht, wieder nachzujagen: die Wiederfindung der Komplexe jeder Art tritt an die Stelle der Auferstehung, die Erfüllung unserer kühnsten Wünsche hört auf, ein Versprechen aus des Priesters Mund zu sein, sie wird das ureigenste Werk

der Menschheit. Die Wege dazu sind so verschlungen und verwickelt, wie alles, was das Menschengeschlecht sich erkämpfen mußte, es genügt dazu kein Hokuspokus einer an sich schon heuchlerischen Moral, sondern das kraftvolle Streben einer vernünftigen Menschheit ist dazu erfordert und auch befähigt. Wir streben dem tieferen Leben, der Gottheit zu. Sie ist uns das unendlichste Tiefenbild, in welchem wir als Einzelbilder leben, ohne unsere Individualität aufzugeben. Im Gegenteil, wir steigern uns ihr selber entgegen, wachsen in unsere tiefere Individualität, so gut wir einstmals Kinder waren und uns als Erwachsene nicht verloren haben. Klauben wir uns aus unseren Elementen wieder zusammen wie nur je nach einem Posaunenruf am Tage des Gerichts, so ist uns der Tod nichts als ein Vorgang, analog der Dissoziation unserer psychischen Einheit im Schlaf, und unser Leben geht weiter, immer weiter bis in Ewigkeit; wenn wir streben, geht es immer höher, aber nicht nach der dogmatisch vorgezeichneten Marschroute der Religionsverheißungen, sondern ebenso kämpferisch und ungewiß wie hienieden, — unser irdisches Leben gehört schon zum jenseitigen, ist nicht prinzipiell von ihm verschieden, auch dort ungewisses Schicksal, das durch die Tatkraft bemeistert werden kann, auch dort Inseln des Ausruhens und des Glücks, welche, wenn wir vernünftig zu Werke gehen, zu Kontinenten werden, — und kommt wieder ein Tod höherer Ordnung, so geht's auch über dessen Abgrund trotzdem wieder weiter.

So farben- und gestaltungsreich wird auf diese Weise auch das Leben jenseits dieses einen Lebens, und wir verlassen mit solcher Betrachtung keinen Augenblick die Bahnen exakter Vernunft, im Gegenteil, wir betreten sie erst, und ganz im Sinn der Moderne, losgelöst von den Dogmen alter Kulturen, wenn auch nirgends in allen Einzelheiten die Kontinuität der Tradition verleugnend. Ja, wir jagen dem ewigen Leben nach, und eben dies sei der Inhalt unserer neuen Kultur, die scheinbar nur diesem zeitlichen Leben nachjagt. Denn wir wissen, schon dies zeitliche Leben ist von der Natur des ewigen. Und umgekehrt. Denn nach allem muß klar geworden sein, daß uns das Leben jenseits dieses einen Lebens kein absolut geistiges mehr ist, sondern ein Leben in allen Sinnesgebieten gleicherweise. Das unendliche Leben erstreckt sich in den Dimensionen aller Sinnesgebiete und, wir sagten es schon, die Gottheit ist uns das in der Richtung aller Sinne zu Ende geführte unendliche Leben.

Damit ist die dogmatische Einstellung der hergebrachten Gegensätze von Erscheinung und Ding an sich zerrissen. Nicht die vom Sinnlichen erfüllte Raumzeitwelt muß Erscheinung sein, nicht ihr Unvergängliches, ihr Ding an sich, ein Geistiges oder sonstwie speziell Gefärbtes wie etwa Schopenhauers „Wille". Jedes Sinnesgebiet kann uns ins Unendliche,

ins Ding an sich führen, in jenes Tiefengebilde, das uns dennoch ganz sinnlich faßbar ist, weil unsere Sinne selbst unendlicher Steigerung fähig sind, darunter auch jene Vernunft, die Kant nur als ein Organ zum Hausbrauch gelten lassen wollte. Auch die unendliche Welt ist uns also nicht eingeschränkt, sondern, über das absolut Geistige hinaus, unzähligfach erweitert über die Dogmenwelt der Tradition. Wie umgekehrt eben das Geistige uns zur bloßen Erscheinung werden kann, das zeigen uns die Dogmen aller Zeiten mit erschreckender Deutlichkeit. Keine Lebensform, also auch nicht die rein geistige, ist vor einer andern prinzipiell bevorzugt. Jede kann ins unendliche Leben führen, wo sich endlich alle begegnen. Sie kann es, wenn sie die Gesetze ihrer eigenen Vernunft befolgt, welche dann auf diese Weise auch nichts absolut Geistiges ist, sondern bloß die immanente Gesetzlichkeit jeder beliebigen Lebensform, um sie eben zur Unendlichkeit, zu ihrer tieferen Sinnlichkeit, zu ihrem Tiefenbild, zur Gottheit zu führen. Dies ist das charakterologische Relativitätsprinzip: alle Charakterformen haben die Macht, zum Absoluten, zum unendlichen Leben zu führen, welches damit auch seine Leintuch- und Gespenster-existenz aufgegeben hat, um ganz Sinnenkraft und Leibhaftigkeit zu werden, so daß unser uns hienieden gegebener Leib zum Gespenst dagegen wird.

In dieser Richtung, sagen wir, wird sich die Philosophie der Moderne bewegen. Sie hat nicht nötig, auf wesensfremden Kulturbesitz zu greifen, sie schafft auch ihren Rausch ganz aus ihrer Nüchternheit, und in reinerem Glanz als je erschließt sich das Unendliche dem Auge der Vernunft, alle Sinne durchdringend, uns selber uns in erhöhter Gestalt als Sternbild am Himmel zeigend, über alle Arbeit der vergänglichen Generation hinaus. Das Leben selbst ist Objekt unserer Philosophie, aber auch die Erdkugel unserer Philosophie ist rund geworden, ohne dogmatische Orientierung eines Oben und Unten. Überall in allen Sinnesgebieten kann ein Oben sein. Die geistige Erkenntnis hört auf, nach ihrem rechthaberischen Ebenbild die Welt zu schaffen. Die Erkenntnis der Welt war bisher noch stets Selbstbespiegelung des absoluten Geistes, die Philosophie bisher stets im Wesen Erkenntnistheorie. Das Erlebnis in all seiner Göttlichkeit ist uns vielfältiger geworden: Philosophie wird nicht mehr Erkenntnistheorie, sie wird Erlebnistheorie sein.

Zum erstenmal auch wird sie aufhören, die Angelegenheit von Einzelnen und ihren kleinen Gemeinden zu sein. Solche Philosophie ohne Luxusornamentik ist Angelegenheit jedes Einzelnen, die schönste Steigerung des Allgemeingefühls der Massen, welche ihrem Genius persönlich Angesicht in Angesicht blickt. Dieser Genius der Menschheit ist ihr eigentlicher Philosoph, in der Resonanz aller Menschen des Erdballs und der kommenden Jahrhunderte wachsend zu einer Erhabenheit, welche

es wohl mit den Stiftern aller Religionen wird aufnehmen können. Die Gottheit selber in allen Charakterformen ist es, welche so ohne Stellvertretung zu uns spricht, so sehr mit unserer vertieften Sehkraft aller Sinne wir nur imstande sind, sie zu erfassen. Es ist eine Lehre ohne Dogmen, eine ewig revolutionäre Tradition.

Zur Einführung in die Philosophie

VI. Zur Wertphilosophie: Wertarten

Aus dem Begriff „Wert" können wir nicht ableiten, was es für Werte gibt, wir müssen darüber die Erfahrung befragen. Eine Besinnung auf die Gegenstände unseres Werterlebens ergibt zunächst eine Zweiteilung: 1. Selbstwerte, d. h. solche, die wir um ihrer selbst willen schätzen. Wir erleben ihren Wert — z. B. den eines Menschen oder eines Kunstwerks — so, daß wir nicht darüber hinaus fragen: Wozu dient das?, sondern daß wir in dem Gegenstand unserer Schätzung gleichsam befriedigt ruhen. Solche „Selbstwerte" werden auch allein geeignet sein, wirkliche Ziele (Zwecke) unseres Begehrens und Wollens zu sein. — Beiläufig gesagt: „Zwecke" sind also Werte, die Ziele unseres Wollens und Strebens sind. —

2. Abgeleitete Werte oder Mittelwerte (auch „Dienstwerte" genannt); d. h. solche, die wir um anderer willen schätzen, insbesondere, weil sie zu deren Erreichung oder Verwirklichung nützlich sind. Sie werden also nicht in sich selbst geschätzt, sondern um anderer willen, von denen sie gleichsam ihren Wert erst entleihen. Ein uns unmittelbar als gültig einleuchtender Satz (sozusagen ein Grundgesetz der „praktischen Vernunft") besagt: Wer den Zweck will, muß auch die dazu notwendigen Mittel wollen. Was wir aber wollen, wird damit auch Gegenstand unserer Schätzung.

Die Lebenslage des Menschen ist vielfach so, daß er überwiegend mit dem sich zu befassen hat, was er eigentlich gar nicht um seiner selbst willen schätzt, sondern lediglich als Mittel zum Zweck, oder auch nur als Mittel zum Mittel usw. Es ist dabei möglich, daß die ursprünglich erstrebten Selbstwerte ganz aus dem Gesichtskreis treten und bloße Mittelwerte ihre Stellung einnehmen. Geht dem Menschen einmal die Einsicht in diesen Sachverhalt auf, so fragt er wohl verwundert: Wozu eigentlich das alles? Die Art des Technischen ist es, wesentlich Mittel und Wege an die Hand zu geben; ein Zeitalter, das also vor allem auf Steigerung der Technik bedacht ist, ist mithin in Gefahr, die Frage nach den in sich wertvollen Zwecken aus den Augen zu verlieren, dafür aber von dem dumpfen Gefühl der Sinn- und Ziellosigkeit des ganzen Getriebes geplagt zu sein. Trifft das nicht auch für unsere Zeit zu?

3. Strahlwerte, das sind solche, die Mitträger eines Selbstwertes sind. Entweder haben sie Anteil daran, wie etwa die einzelnen Lebensalter am Wert des Lebens, oder die einzelnen Glieder am Wert des Körpers (Anteilswert) oder es verhält sich so, daß das ganze in ihnen irgendwie gegenwärtig oder repräsentiert ist (Symbolwert), wie z. B. eine bestimmte Flagge Symbol eines Staates ist.

Vgl. William Stern, Wertphilosophie. Leipzig, Barth, 1924.

Aussprache

I. Menschen und Leute

Sehr geehrte gnädige Frau!

Ihr Brief auf Seite 104/105 des vierten Heftes von Philosophie und Leben veranlaßt mich, an Sie zu schreiben. Vielleicht gelingt es mir, zur Beseitigung Ihres Schreckens, nicht — allgegenwärtig sein zu können, beizutragen.

„Menschen" als Vielzahl gibt es (für uns eigentlich) nicht, so schreiben Sie. Bis auf das von mir Eingeklammerte bin ich mit Ihnen einverstanden. Es gibt

nur ein Wesen Mensch, das sich in denen, die Sie „Mensch" nennen, d. h. den Ihnen Gleichgestimmten oder Sympathischen, Ihnen zu nähern scheint, und in denen, die Sie „Leute" nennen, verbirgt.

Dieses Wesen ist allgegenwärtig, wo Menschen sind. Es ist ewig. Es ist nie „Ich" oder „Du" oder „Wir", sondern der ganz andere Mensch, durch den alle „Leute" und auch die seltenen „Gnaden"-Menschen (für jeden anderen sind andere „Menschen" — „Gnade"!) leben.

Sie laden die erste Lüge auf sich, wenn Sie nach Begegnung mit „Mensch" sagen: „das war ja ich!" Sie waren es nicht, Sie sind es nicht und Sie werden es nie sein. Was Ihnen in den „Menschen", deren Begegnung für Sie „Gnade" ist, gleich erscheint, so gleich, daß Sie glauben, derselbe zu sein, ist nicht das Individuum, sondern das Wesen Mensch in einer für Sie gerade ansprechenden Form.

Dieses Wesen Mensch ist Ihnen nahe, sogar der „Nächste"; aber Ihrem Ich so fern wie jedem Ich oder Du oder Wir. Da dieses Wesen allgegenwärtig ist, so ist es jedem Menschen so nahe wie Ihnen; in Ihnen, weil „eingeboren" noch näher als in den „Einzelnen", „Seltenen", deren Begegnung für Sie Gnade ist.

Sie können dieses Wesen nicht erkennen; es kann nur offenbar werden. Denn die Erkenntnis kann immer nur sagen: „das war ja — nun nicht etwa „ich" — sondern —? na, wer wohl? Wem es aber offenbar wurde, dem ist der Mensch allgegenwärtig; und weil er weiß, daß ER allen Menschen gleich nahe ist (wie er auch allen gleich fern ist), so hat er den Trost, den Sie noch nicht zu haben scheinen, der Allgegenwart des lebendigen Gottes.

Gestatten Sie mir, daß ich mit dem Wunsche schließe, daß Ihnen unser aller („Menschen" und Leute) Gott offenbar werden möge.

Mit ehrfurchtsvollem Gruß

Ihr ergebener

Dr. Bahrmann, prakt. Arzt.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Über die Freude, daß ein Leser etwas von unseren Gedanken aufnimmt, übersehen wir Schriftsteller leicht, daß jenes Etwas meist gar nicht unsere, sondern des Lesers Gedanken sind. Vielleicht gehört es eben zum Schwersten, nicht bloß zu lesen, was da steht, sondern zu lesen, was der Andere gemeint hat. Ich darf mit dieser Kunst den Anfang bei uns machen, indem ich in Ihrem Brief nicht lese, was Sie tatsächlich schreiben, nämlich: „Sie laden die erste Lüge (Lüge?) auf sich...", sondern indem ich lese, was Sie tatsächlich meinen und schreiben wollten, nämlich: ich lade den ersten Irrtum auf mich, weil ich im Menschen nicht sein Wesen und seine Individualität unterscheide.

Ist das aber wirklich richtig? Spreche ich nicht gerade ausdrücklich von den so verschiedenartig gestimmten und gearteten Seelen! Wo ihr Tiefstes mir nahe und spürbar ist, da nenne ich sie „Menschen", wo ich wenig davon empfinde, da nenne ich sie „Leute". Ich habe damit nicht verneint, daß auch in solchen „Leuten" von jenem Tiefen verborgen liegt, höchstens angedeutet, daß es bei ihnen oft recht gut verborgen liegt.

Freilich strebe ich gern nach reinlicher Scheidung. So scheint mir Ihr von aller Individualität abgetrenntes „Wesen Menschen" nur ein Begriff, den man zur gegenseitigen Verständigung zwar wohl gebrauchen kann, der aber völlig verschieden ist von dem, was der Religiöse als „lebendigen Gott" erlebt. Er erlebt ihn nicht als individualitätsloses Abstraktum, sondern durchaus als konkrete Wirklichkeit und Persönlichkeit, von der er sich abhängig fühlt. Das „Wesen Mensch" ist aber so wenig wirklich, wie „der Baum schlechthin", das „Tier in abstrakto". Solche menschlichen Abstraktionen dem „lebendigen Gott" gleichsetzen, das heißt die Wirklichkeit mit ihrem Schatten verwechseln.

Mit hochachtungsvollem Gruß

P. M.-P.

II. Religion und Kirche (Vgl. „Seelennot“, Juniheft 1929, S. 173 ff.)

Mein lieber, verehrter Herr Professor!

Ich danke Ihnen, verehrter Herr Professor, für Ihre gütige Antwort auf die Briefe. Sie befürchten, Herr Professor, ich könnte vielleicht aus persönlichen ungünstigen Erfahrungen heraus — an Religion und Kirche —, die der *Einzelne* wohl hier wie dort machen muß, vorschnell verallgemeinern und nur Düsterheit sehen, wo doch Tausende in unwandelbarer Treue an ihrer Kirche hängen, für sie zu sterben bereit sind. Zunächst möchte ich die beiden Begriffe Religion und Kirche möglichst weit voneinander trennen: *Wenn* es heute unzählige Menschen gibt, die innerhalb ihrer Kirchen dem Absoluten sich nahe und auf das innigste verbunden fühlen, so besteht diese Tatsache nicht zugunsten der Konfessionen, sie besteht vielleicht *trotz* der Kirchenkasuistik. Religion, das Sich-eins-Wissen mit dem Absoluten in irgendeiner Form, ist a priori des *Menschseins* — die Kirchen sind Konglomerate, Institutionen, die je nach der Dynamik — modernes Wort! —, dem Spiel der Machtfaktoren, ihr Gewand wechseln. Kirchen wissen gar nicht, wie sie das Heiligste im Menschen, die Wertsphäre, vor ihren Wagen spannen, um damit Positionen zu besetzen, die dem Wesen der Religion diametral entgegengesetzt sind. Greift man dieses frevelhafte Tun der Kirchen an, so haben sie immer den Gotteslästerungsparagraphen (vgl. George Grosz), Papsttum wie Luthertum fühlt sich in den „heiligsten Gefühlen *verletzt*“. Wie aber behandeln diese Herrschaften Freidenker, Freireligiöse! Haben diese schon einmal einen Paragraphen gefunden, der sie vor den Bannstrahlen von Rom oder Wittenberg schützt? — Ich verehre, beneide die Glücklichen, die sich innerhalb ihrer Kirchen in treuer Hut wissen, will ihren Frieden nicht stören — sofern sie im Nebenmenschen den Bruder achten, wenn er auch nicht ihre Meinung teilt, nicht auf ihren Glauben schwört. — Aber nur wenige sind es, ich behaupte es ruhig, die *durch die Kirche* zum Absoluten in Beziehung kommen. Die furchtbare Tragik der katholischen Kirche besteht im tiefsten Grunde darin, daß sie mit Riesenzahlen, Manifestationen und Feierlichkeiten ohne Ende in der Öffentlichkeit auftritt, im Herzen des Einzelnen aber keine Heimstätte mehr hat — mögen Millionen zu den Gotteshäusern strömen — nichts ändert an dieser Tatsache! Das sind keine Mißstände, die man beseitigen kann, verehrter Herr Professor! Das ist Schicksal, dem man erliegt! Die Ideen des Gekreuzigten sind verzerrt und verloren gegangen für die Kirche — möge die Erneuerung einsetzen, wo sie wolle! Utopie? Nein, furchtbare Wahrheit! Die Menschheit wird eines Tages jäh erwachen aus dem jahrhundertlangen *Angst-Komplex*, unter dessen Peitschenknall die Kirchen ihre Ernten — klingende und knisternde — einbringen konnten: die Menschheit wird erfahren, daß der absolute Wesensgrund kein Moloch ist, dessen Gier mit Werkgerechtigkeit und Gebetsmühlen zu stillen ist. Der Weltgrund ist ein „Ens absconditum“, dessen Wesen uns Endlichen verborgen sein wird in alle Ewigkeit! Der Mythos von Seligkeit oder Verdammnis, unter dessen Komplexzwange Milliarden keuchten und zittern, wird einmal seine Wirksamkeit verlieren, nicht heute, nicht morgen! Was aber bieten wir den Menschen der Zukunft! Heute, wo die Furien des Krieges ganze Weltteile zu vernichten drohen, wo in wahnsinnigen Haßwolken die Menschen einhergehen, ist es da nicht an der Zeit, das *Eine*, Einzige zu verkünden, was allein der „Arme von Nazareth“ predigte, wofür sein Blut fließen mußte: das *Evangelium der Liebe*! Was wußten die Kirchen damit anzufangen, was anderes haben sie daraus gemacht als ein *Firmenschild*, das die Gutgläubigen der Jahrhunderte anzulocken verstand! Nein, ich kann es nicht als „bange machen“ bezeichnen, verehrter Herr Professor, wenn ich aufforderе, der Menschheit die „Kirchen zu nehmen“, wenn ich ihr sagen will, daß sie Idole verehrt, die sie in die tiefsten Greuel der Geschichte hineingerissen haben, sie zur Tierheit erniedrigt haben wie keine andere Macht der Welt.

Die Idee des „genus humanum“ (Menschengeschlechts) ist uns fremder denn jemals in der Geschichte. Besinnen wir uns endlich auf das, was es heißt, Mensch zu sein: Werteverwirklicher, Wertträger zu heißen. Wir schielen ja nur auf den klingenden Lohn, unser Sehnen gilt nicht der Idee, wir hängen fest an dem „Ego“, das nur fordert, nicht geben will! Seien wir doch Bruder dem Bruder, erwarten wir nichts von ihm; nur „geben“ im Reiche der Werte soll unser Ziel sein. Suchen wir in

Beziehung zum Absoluten zu gelangen, ohne Rücksicht darauf, ob wir ein Echo erfahren von dem Sternenreich! Heißt dies aber, „dem Volke die Religion rauben", wenn man es von seinen Idolen befreit? Der Sinn unseres Daseins muß zentriert sein hier, in der kurzen Spanne, die uns gegeben ist zwischen Geburt und Tod! Darf man sich um Dinge kümmern, die gar nicht mit unserem Sein in Konnex stehen? Wir, wir sind göttlichen Seins, wenn wir den Sinn unseres Lebens erfüllen, der heißt: Du und ich wir sind verantwortlich jeder für sich und für beide, daß das Gute verwirklicht wird in uns und im Volke, ebenso wie in der gesamten Menschheit! Das ist die Religion, der fernen Zukunft allerdings, die heute noch verfemt oder gelästert wird, die einmal aber Besitz ergreifen muß, soll nicht das Gefüge der Welt zusammenbrechen unter dem Haßgetöse der entfesselten Tierheit, — und kein Gott würde dann „der gerechten Sache zum Siege verhelfen".

Ihr N. R.

Mein lieber Herr R.!

Ob wirklich nur „wenige" durch die Kirchen zu dem „Absoluten" in Beziehung treten, in welchem Maße das „Tun der Kirchen frevelhaft" ist — das sind Tatsachenfragen, über die der Einzelne aus seinem beschränkten Erfahrungskreis heraus nicht in allgemein gültiger Weise urteilen kann. Mir will Ihr Urteil allzu pessimistisch erscheinen. Aber da es aus echter Sehnsucht nach dem stammt, dem ja auch die Kirchen dienen wollen: der Religion, so werden gerade solche Kirchengläubige, denen es ernst ist mit Religion und Gott, aus Ihren Erfahrungen und Gedanken viel lernen können. Denn sicherlich besteht immer die Gefahr, daß Kirchen, deren ganzer Sinn sein sollte, der Religion zu dienen, zu herrschenden Mächten werden.

Jedenfalls fühle ich mich mit Ihnen einig in der Schätzung des „Evangeliums der Liebe". Nur will mir scheinen, daß Sie die Kirchenmänner noch zu wenig im Lichte dieses Evangeliums betrachten. Solange Ihnen das aber nicht möglich ist, wird vielleicht Ihnen ein Wort Nietzsches zu denken geben, das lautet: „Wo du nicht mehr lieben kannst, da sollst du — vorübergehen." Ihr A. M.

Besprechungen

Liebeck, Adolf. Welterwachen. Stuttgart, Strecker und Schröder. XII und 596 S. Geh. 18,— M., geb. 22,— M.

Das Buch nimmt den heute vielfach als Zeitforderung empfundenen Kampf gegen die einseitige Schätzung der Technik und ihrer Erfolge und die Vorherrschaft eines einseitig technischen und materialistischen Geistes mit großer Energie auf. Es ist wohl geeignet, aufzurütteln aus der Gewöhnung, lediglich aus der sinnlichen Einstellung heraus über die Welt zu urteilen. Das Kernstück des Buches bildet eine „Kritik der Sinne" (in die der Verfasser bereits in Heft 2/3 des Jahrgangs 1926 unserer Zeitschrift eine Einführung gegeben hat). Das Werk Liebecks ist mit Erfolg bemüht, die Erörterung letzter Menschheitsfragen aus den Gebieten der Erkenntnislehre, Metaphysik und Ethik in unmittelbarer Beziehung zum Leben zu setzen. Es bietet sich denen als Führer an, die den Weg zu einer neuen Kultur des Abendlandes suchen. A. M.

Ranke, Karl Ernst. Die Kategorien des Lebendigen. München, Beck, 1928. XXIV und 705 S. Geh. 25,— M., geb. 30,— M.

Dies hochbedeutsame Werk enthält das geistige Vermächtnis des 1926 verstorbenen Münchener Arztes und Universitäts-Professors Ranke, eines Sohnes des weitbekannten Anthropologen Johannes Ranke und eines Großneffen des großen Historikers Leopold von Ranke.

Der Verfasser unseres Werkes hat als medizinischer Spezialforscher wie als erfolgreicher praktischer Arzt die Erkenntnis und die Bekämpfung der Tuberkulose in hervorragendem Maße gefördert. Aber ein tief-inneres Bedürfnis trieb ihn über den Rahmen der Einzelwissenschaft und der praktischen Tätigkeit hinaus zur Arbeit an den umfassendsten philosophischen Problemen. Mit ihnen hat er seine letzten Lebensjahre

hindurch — von einem schweren Herzleiden heimgesucht — wie ein Held gerungen. So ist dies Werk zustande gekommen, das eigentlich ein ganzes philosophisches System, auf breiter erkenntnistheoretischer Grundlegung, enthält. Die „Kategorien" des Lebendigen, d. h. die allgemeinsten Begriffe, womit wir es fassen, sind für Ranke: Bestimmung, Gestalt, Zweck, Wert, Ganzes. Überall knüpft er an Kant an, aber vielfach führt er über ihn hinaus und trifft — ganz unabhängig von der zeitgenössischen Philosophie seinen Weg suchend — mit dieser doch in Fassung wie Lösung seines Zentralproblems: des Lebens, beachtenswerterweise zusammen.

Das abschließende religiöse Bekenntnis des Verfassers gibt dem Werke noch besonderen Wert. A. M.

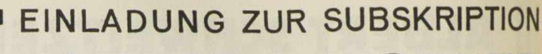
Bircher-Benner, Dr. M. Ungeahnte Wirkungen falscher und richtiger Ernährung. Wendepunkt-Verlag 1928, Zürich und Leipzig. 118 S. Broschiert 2,80 M., gebunden 4,— M.

Einsicht und Fortschritt der Menschheit wird vielleicht am meisten dadurch gehemmt, daß Ursache und Wirkung für unsere Erkenntnis oft weit auseinanderliegen. Auf wenigen Gebieten wirkt dies so schicksalhaft wie in der Erforschung von Krankheit und Heilweise, von Diät und Diätreform. Um so größer ist die Tat und um so umfassender ist der Segen, wenn es einem Menschen gelingt, Zusammenhänge aufzuspüren, zu furchtbaren Wirkungen die scheinbar oft so harmlosen, stets übersehenen Ursachen zu finden. War dieser Sinn für Zusammenhänge nicht immer Gabe und Weg des Genius? Und genial darf man das Buch nennen, das hier — nur als kleiner Ausschnitt einer 30 jährigen Lebensarbeit — vorliegt. Beginnt es heute auch allerorts zu tagen, welche ausschlaggebende Rolle die Ernährung nicht nur bei Krankheit und Gesundheit von Körper und Geist spielt, sondern bei allen Zwischenzuständen von Schwächung, Depression, Lebensangst und Lebensuntauglichkeit, so gehört Bircher-Benner doch zu den Wenigen, die durch eigenes Nachdenken, eigenes Forschen, eigenes Verfolgen des mühsamen, oft angefeindeten Weges zu ihrer heutigen Einsicht gekommen sind. Wie bitter not uns allen diese Einsicht ist, das erfährt man ganz erst aus diesem Buche, in dem klar, systematisch und ruhig die Tatsachen aneinandergereiht sind. Denkt man an den unübersehbaren Zug kranker, siecher, verzweifelter, sterbender Menschen, denen durch richtige Ernährung vielleicht hätte geholfen werden können, denkt man darüber nach, daß so viele von ihnen unter Hingabe eines anderen Lebensglücks gepflegt wurden, denkt man daran, daß so viele starben, die heiß geliebt wurden und denen durch die neue Einsicht in die Zusammenhänge zwischen richtiger Ernährung und Gesundung das Leben hätte erhalten werden können — denkt man an all dies, so versteht man das Wendepunkthafte dieses Buches und wird es lesen. P. M.-P.

Im April brachten wir ein „Heft der Jugend", im Oktober soll ein „Heft des Alters" folgen. — Aufsätze können z. Z. nicht angenommen werden. Beiträge zur „Aussprache" sind willkommen.

„Philosophie und Leben" kann nur durch den Buchhandel oder unmittelbar vom Verlag (Postscheck: Leipzig 9886), nicht durch die Postzeitungsliste bezogen werden.

Verantwortlich für Aufsätze und Aussprache: Univ.-Prof. Dr. A. Messer, für das Übrige Frau Paula Messer geb. Platz, Gießen, Stephanstr. 25. — Wenn nichts Gegenteiliges bemerkt ist, wird vorausgesetzt, daß Zuschriften an die Schriftleiter in der „Aussprache" (ohne, auf Wunsch mit Namensnennung) verwendet werden dürfen. Rücksendung unverlangter Manuskripte erfolgt nur, wenn ausreichendes Porto beiliegt.





ECKART-RATGEBER

Ein Führer durch das Schrifttum der Gegenwart

4. JAHRGANG

Subskriptionspreis: Gut kart. ca. 4 RM, nur gültig bei Vorbestellung. Späterer Preis ca. 5 RM. Erscheinen im Herbst ds. Js.

In der seitherigen Form sachgemäßer Bearbeitung mit Überblicken und eingehend beratenden Besprechungen (etwa 700 an Zahl) wird der Eckart-Ratgeber 1929 folgende Gebiete behandeln:

Weltanschauung und Geistesbildung / Um die Bibel / Um die Kirche / Seelenleben / Erziehung / Jugendbewegung und Jugendführung / Frau und Familie / Wirtschaft und Gesellschaft Die Erzählung / Das Schauspiel / Das Laienspiel u. a. m.

Mitarbeiter am Eckart-Ratgeber:

Friedrich Bartsch / Paul Börger / Ernst Borkowsky / Harald Braun / Paul Girkon / Wilhelm Heienbrok / Heinrich Hüffmeyer Esther von Kirchbach-Carlowitz / Gustav Kochheim / Karl Bernhard Ritter / Wilhelm Treblin / Hermann Wagner / Helmut Weishaupt / Heinz-Dietrich Wendland u. a.

Der Eckart-Ratgeber ist unentbehrlich:

Weil er die kritische Jahresschau der neuen Bücher bietet.

Weil er das Schrifttum vom evangelisehen Standpunkt aus und doch nicht einseitig engherzig bewertet.

Weil er der Ausdruck des geistigen Ringens der neuesten Zeit ist.

Weil er für die Auswahl von Büchern zu Geschenkzwecken ein unentbehrlicher Buchberater ist.

Ein Urteil über den Eckart-Ratgeber:

„Mann kann sagen, daß der „Eckart-Ratgeber" im Rahmen seiner Einstellung und Auswahl, die etwa ein halbes tausend Schriften umfaßt, eine Art Jahresliteraturgeschichte ist. Und da sein Wert natürlich nicht mit dem Jahre vergeht, wird er mit der Reihe seiner Jahrgänge für die Bücher im Hause ein außerordentlich schöner, in anderer Weise nicht zu schaffender Besitz, reich an Stoff und Stoffdurchdringung, Anregung, ein dauerndes Lese- und Lehrbuch, dauerndes Nachschlagewerk und ein dauernder Wegweiser."

Börsenblatt für den deutschen Buchhandel

Ferner sind noch lieferbar:

Eckart-Ratgeber

Ein Führer durch das Schrifttum der Gegenwart

1. Jahrgang 1926: 165 Seiten, steif kartoniert, 1.85 RM, enthält in 29 Abteilungen ca. 800 ausführliche Besprechungen über Neuerscheinungen des Jahres 1925.

2. Jahrgang 1927: 323 Seiten, steif kartoniert, 4.— RM, enthält in 32 Abteilungen fast 1000 ausführliche Besprechungen über Neuerscheinungen des Jahres 1926.

3. Jahrgang 1928: 213 Seiten, steif kartoniert, 3.— RM, enthält in 27 Abteilungen ca. 700 ausführliche Besprechungen über Neuerscheinungen des Jahres 1928.

Bestellungen werden rechtzeitig erbeten

ECKART-VERLAG G. m. b. H., BERLIN-STEGLITZ

BEYMESTRASSE 8